Paed.
438/5

[...]liothek
[...]burg
[...]THEK
[...]URG
Paed.
438/5

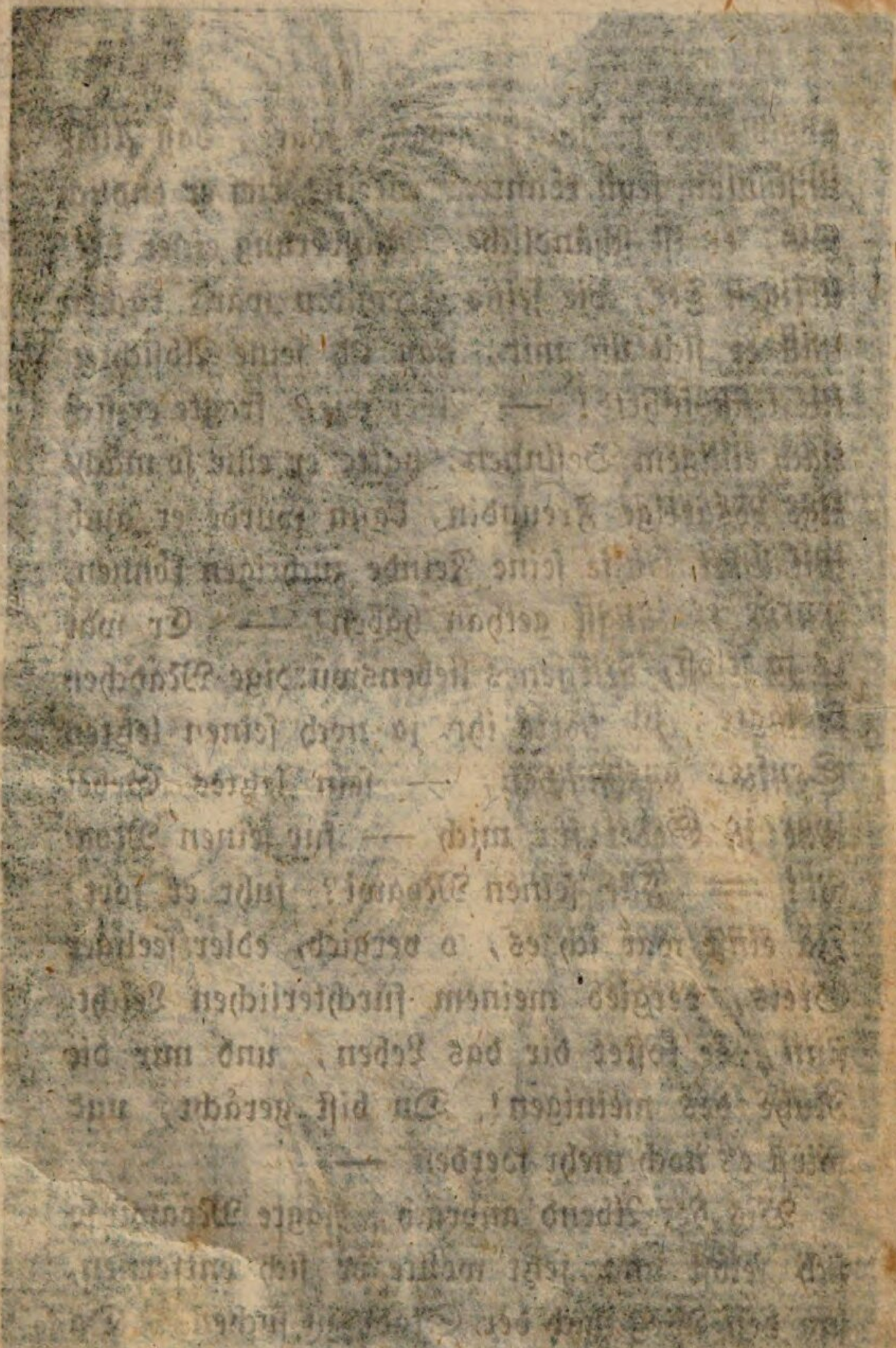
Schul 438. IV

Bondon.

A. loco.

H. Werner

Schullehrer



Schubert del. 1795 C. Westermayr Sc.

Kleine Geschichten

für

Kinder von 6 — 10 Jahren

die gern etwas lesen

was ihnen verständlich, nützlich

und angenehm ist.

Fünfter Theil.

Leipzig 1796

bey Johann Benjamin Georg Fleischer.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorrede.

Diesem Bändchen wird künftiges Jahr noch eins folgen und mit demselben, diese Sammlung kleiner Geschichten geschlossen werden. Zur bequemern Uebersicht und Auffindung der darin vorgetragenen Lehren, wird

mit dem letzten Bändchen zugleich ein Inhaltsverzeichniß über alle sechs Bändchen, ausgegeben werden.

R. d. 2. Dzbr.

J. G. S.

nach der Ursache ihres Zwistes und Karl erzählte, was vorgefallen war.

Ihr seyd Geschwister, sagte hierauf die Mutter, und könnt euch über eine solche Kleinigkeit so sehr veruneinigen? Du bist sehr unfreundlich gegen deinen Bruder gewesen, Julchen, und zugleich sehr unbillig. Er wollte dir gefällig seyn, und da er thut, was er kann, lohnst du ihm mit Undank. Unbillig bist du, weil du ihm etwas zumuthest, was du selbst nicht kannst.

Julchen. Aber es ist doch wahr, daß Heinrich alles weit geschickter macht, als Karl.

Mutter. Eben so gut hätte dir Karl sagen können, daß Lottchen weit geschickter ist, als du? Aber wozu können euch solche Vorwürfe führen; euch gegen einander aufzubringen, und euch gegenseitig das Leben unangenehm zu machen? Lieber wäre mir es gewesen, wenn ihr euch gefragt hättet: woher es komme, daß Heinrich und Lottchen so geschickte Kinder sind? Kannst du dir wohl diese Frage beantworten, Julchen?

Julchen. Heinrich ist auch älter als ich und Lottchen .. Lottchen ...

Mutter. Heinrich ist höchstens ein Jahr älter, als du, aber er ist mit deinem Bruder in einem Alter, und Lottchen ist, wo ich nicht irre, jünger als ihr beyde — und doch sind sie geschickter? Doch möchten sie auch älter seyn, glaubt ihr denn, daß ihr in ein oder ein Paar Jahren geschickter seyn werdet, als jetzt?

Beyde. O gewiß.. Das wäre nicht gut!

Mutter. Freilich wohl wäre das nicht gut, aber ich fürchte, wenn ihr es nicht anders anfanget, ihr werdet immer so ungeschickt bleiben, als ihr wirklich jetzt seyd.

Karl. Sie scherzen wohl, liebes Mutterchen; ich weiß ja, daß ich immer mehr lerne. Wissen Sie noch, vorm Jahre konnte ich noch nicht gut lesen, und jetzt loben Sie mich doch immer, wenn ich Ihnen etwas vorlese.

Mutter. Gut, lieber Karl, du hast wirklich in kurzer Zeit recht gut lesen gelernt; aber sag' mir einmal, wie es gekommen ist, daß du jetzt besser liesest, als ehemals? — Nicht wahr, du hast dich fleißig geübt?

Karl. Ja, das habe ich gethan.

Mutter. So wirst du also in allen den Dingen immer geschickter werden, die du fleis-

sig übest. Aber in wie vielen andern Dingen wirst du Zeitlebens ungeschickt bleiben, wenn du sie nicht eben so fleissig übest? Sieh einmal, Karl, und das geht dich auch an, Julchen! — Du bist ziemlich neun Jahr alt, und lässest dich immer noch von dem Bedienten vom Kopfe bis zum Fuße ankleiden; alles übrige, was du selbst oft in kürzerer Zeit und mit wenig Mühe thun könntest, lässest du durch ihn verrichten: solltest du nicht bald anfangen, dich zu schämen, daß man dich immer noch als ein kleines Kind behandelt? Begreifst du nicht, daß du darum blos in so vielen Dingen so unbehülflich, so linkisch bist, weil du dir immer alles von andern in die Hände geben, alles von andern machen lässest? Wie viel Unannehmlichkeiten könntest du dir ersparen, wenn du selbst die Dinge verrichten wolltest, die du leicht verrichten kannst. Wie weit besser würdest du oft angezogen seyn, wenn du dir selbst helfen könntest. Jetzt mußt du oft warten, ehe du angekleidet wirst, bis der Bediente Zeit hat; schmälst oft mit ihm, wenn er nun nicht geschwind genug ist, und machst ihn unwillig; nun kleidet er dich schnell und schlecht an und du hast oft noch Verdruß, wenn

dein Vater oder ich dich schlecht angezogen sehen! — Dasselbe sage ich dir, Julchen, und du bedarfst es noch mehr, daß du dich frühzeitig geschickt anziehen lernest. Von einem Mädchen fodert man es mit Recht, daß sie sich gut anzuziehen wisse; die Ursachen will ich dir zu einer andern Zeit sagen, und Bequemlichkeit, die nur gar zu leicht in Trägheit ausartet, ist bey Knaben und Mädchen unausstehlich. — Sieh, wie munter und thätig Lottchen und Heinrich ist, und du hast nicht unrecht, sie sind beyde für ihre Jahre auch sehr geschickt, und was sie immer thun, sie greifen es auf eine geschickte Art an. Könnt ihr mir nun wohl sagen, woher das kommen mag?

Karl. Ja, das ist wahr, Heinrich kleidet sich selbst an.

Julchen. — und Lottchen auch — aber sie hat auch kein Mädchen, die ihr helfen könnte!

Mutter. Wird denn Christiane für dich allein gehalten? Lottchen würde sich gewiß nicht ankleiden lassen, wenn ihre Mutter es ihr auch erlaubte, daß sie sich ihres Mädchens bedienen könnte. Ich wehre dir auch nicht, daß du dir von Christianen helfen lässest, aber

um

um deines Besten willen, wünsche ich, daß du dich wenigstens nach und nach ankleiden lernest. Weißt du denn auch so ganz gewiß, ob du dein ganzes Leben hindurch ein Mädchen haben wirst, die dir hilft? Wie unangenehm würde dir es dann seyn, wenn du dich selbst bequemen müßtest, dich allein anzuziehen. Doch möchte das seyn — ich wünsche es mehr darum, daß du dir deine allzugroße Bequemlichkeit abgewöhnest, und daß du dir dabey die Gewandheit erwirbst, die dir an Lottchen so sehr gefällt. Sieh', — hier ist mir die Schleife aufgegangen; ich würde dir danken, wenn du mir sie so binden könntest, wie diese hier. — Nun? — ich kann nicht, daß siehst du, weil ich keinen Spiegel habe — würde es dir nicht angenehm seyn, wenn du mir diesen kleinen Dienst leisten könntest?

Julchen schwieg beschämt und Karl mahlte mit dem Finger verlegen auf dem Tische. Doch bey beyden Kindern erwachte der Vorsatz, dem guten Rathe ihrer Mutter zu folgen. Kaum waren acht Tage nach diesem Vorfall verflossen, so trat Karl eines Morgens, ungewöhnlich früh, in das Zimmer seiner Mutter. Er küßte ihr mit ungemeiner Freundlichkeit die

Hand. Wie bin ich heute angezogen, mein Mutterchen? fragte er. Recht gut! — sagte die Mutter. —

Karl. (der sich in die Brust wirft) Ich habe mich allein angekleidet.

Mutter. So gut? — Sieh', ich lese es auf deinem Gesichte, daß dich es selbst freut. Wirst du es nun immer allein thun?

Karl. O ganz gewiß — aber werden Sie nun auch so gütig seyn und mir eine Bitte gewähren?

Mutter. Deine Folgsamkeit verdient Belohnung — nun, was wünschest du?

Karl. Väterchen hat mir das kleine Schreibepult geschenkt, es sind, wie Sie wissen, einige Schubkästen daran; wollten Sie mir nun wohl erlauben, daß ich meine Kleider und Wäsche darinn selbst aufheben könnte? Ich stehe Ihnen von nun an gewiß für Ordnung.

Mutter. Recht gern, lieber Karl, so bald ich angekleidet bin, will ich dir sie selbst einhändigen; du schreibst dir alles ordentlich auf, merkst dir jedesmahl an, was du zum Waschen giebst, hältst darauf, daß deine Kleider von Zeit zu Zeit gereinigt werden...

Karl.

Karl. — Nein Mütterchen, das thu ich selbst —

Mutter. Auch gut, nur laß dir's zuvor zeigen, wie du es machen mußt — und ich werde von Zeit zu Zeit nachsehen, ob du Ordnung hälst!

Karl. — Sie sollen gewiß mit mir zufrieden seyn.

Und in Wahrheit, Karl wurde so ordentlich und da er auch in andern Dingen nun immer selbst Hand anlegte, und nicht auf anderer Hülfe wartete, in kurzer Zeit so geschickt und gewandt, daß er sich bald unter seinen übrigen Gespielen seines Alters, zu seinem Vortheil, auszeichnete. — Julchen hatte nur guten Willen gehabt, die Lust vergieng ihr bald wieder; sie ist immer noch so ungeschickt, wie ehedem; ist gewöhnlich schlecht, oft unreinlich angezogen; schmält fast täglich mit ihrem Mädchen, die ihr nichts recht machen kann, weil sie selbst nicht weiß, wo es fehlt, oder wie es besser zu machen wäre. Wer gefällt euch von beyden mehr: Karl oder Julchen?

Kannst du was Gutes thun, so unterlaß es nicht;
so viel du nur vermagst, so viel ist deine Pflicht.

Friedrich und Gustav waren in einem Alter, hatten gleiche Gelegenheit, ihre Fähigkeiten auszubilden, nur war Friedrich in seiner frühern Jugend zu einem anhaltendern Fleiße gewöhnt worden, als Gustav. Sie waren, weil ihre Eltern sich gut kannten, oft einer bey dem andern, doch kam Gustav öfter zu Friedrichen, als dieser zu jenem. Friedrich galt in der Schule, die sie beyde gemeinschaftlich besuchten, für einen der geschicktesten Knaben, und doch war er nicht einer der ältesten. Gustav hatte schon einige Jahre einen französischen Sprachmeister gehabt, Friedrich hatte in dieser Sprache ungefehr ein halbes Jahr Unterricht genossen, und doch wußte Friedrich mehr als Gustav. —

Das weiß ich nicht, wie es Friedrich anfängt, sagte Gustav einst, als man ihm den Vorwurf machte, daß er weniger wisse, als Frie-

Friedrich. Ich versäume doch keine Stunde, bin immer aufmerksam darin, und lerne alles, was mir aufgegeben wird, und er kommt doch immer weiter, als ich? Mein Kopf muß doch nicht so gut seyn, als der seinige.

Dein Kopf, lieber Sohn, sagte ihm sein Vater, denn dieser war es, der ihm seine Unwissenheit im Vergleich mit Friedrichs Geschicklichkeit, doch ziemlich sanft, vorstellte, dein Kopf ist, so viel ich davon urtheilen kann, gewiß nicht unfähiger, als Friedrichs. Du fassest schnell, kannst, was du willst, lange behalten, kannst lange aufmerksam bleiben, — aber eins fehlt dir — Friedrichs Fleiß. —

Gustav wollte erwiedern, was er schon einmal gesagt hatte: daß er keine Stunde versäume und jede Aufgabe gewissenhaft lerne; allein sein Vater wurde abgerufen und das Gespräch dadurch unterbrochen.

Am Abend desselben Tages wollte Gustav seinen Freund Friedrich zu einem Spaziergange abholen und fand ihn an seinem Studiertische. Was machst du denn noch da? fragte er ihn.

Friedrich. Ich wiederhole — willst du ein kleines Weilchen Geduld haben, ich bin

gleich fertig: kannst ja unterdessen ein Buch in die Hand nehmen?

Gustav. Bist du klug. Ich komme diesen Augenblick aus der Schule, und soll mich wieder hinsetzen? Aber, was wiederholst du denn?

Friedrich. Was wir heute in der Schule gehört haben — Geschichte, Geographie, und eben lese ich die lateinische Stelle wieder durch, die uns heute erklärt worden ist; bin ich damit fertig, dann überseh' ich noch einigemal die Fehler, die mir heute in meiner französischen Uebersetzung verbessert worden sind. Aber du fragst so wunderlich — wiederholst du denn nicht auch zu Hause?

Gustav. Das sollte mir nicht einfallen, wozu sollte mir's auch nützen?

Friedrich. Nun, so mußt du einen bessern Kopf haben, als ich. Wenn ich nicht wiederhole, so weiß ich morgen gewiß noch wenig von dem, was ich heute gehört habe, und übermorgen vielleicht gar nichts mehr. Du behältst also alles, was du gehört hast? — Ach! da fällt mir's eben ein, ich konnte mich nicht besinnen, wie der Geburtsort von Dok-

tor

tor Luthern hieß — weißt du's noch? Wir hörten ihn in der Geographiestunde...

Gustav. Von Doktor Luthern? Ja, — ich glaube — nein, ich kann mich doch wirklich auch nicht besinnen, war's nicht Wittenberg?

Friedrich. O nein! da lehrte er ja als Professor und — doch das weißt du ja wohl salbst, was er dort alles gethan hat. In Eisleben ist er ..

Gustav. Ja richtig in Eisleben ist er gebohren.

Friedrich. Siehst du, daß du manches auch vergessen magst?

Gustav. Das kann wohl seyn, aber ich höre es doch in den Stunden wieder.

Friedrich. Du kannst aber doch nicht Zeitlebens in die Schule gehen; und glaube mir's nur, man kommt doch nicht so weit, wenn man immer nur alles in der Schule lernen will; ich weiß ja, wie mir's gegangen ist. Ich wollte es meinem Vater Anfangs nicht glauben; aber ich erfuhr es gar bald, daß er mir die Wahrheit gesagt habe. Und der Lehrer sagt ja nicht alle Tage dasselbe, er geht ja immer weiter. Und wenn er das, was er gelehrt

hat einmal wiederholt, so geschieht das doch nicht so ausführlich — und wenn man nun das erstemal die Sachen nicht recht gefaßt und behalten hat, so hilft uns die Wiederholung sehr wenig. Weiß ich aber alles, so freue ich mich dann, wenn ich bemerke, wie gut ich alles gefaßt habe, oder wenn ich auch etwas nicht behalten haben sollte, so sehe ich doch nun, woran mir's noch fehlt; nun kann ich mir's noch einmal sagen lassen. Auf diese Art weiß ich, daß ich täglich etwas mehr lerne, und was ich so gelernt habe, das vergesse ich dann nicht leicht wieder.

Gustav. Du sagtest mir ja neulich, daß du so früh aufstehest, was machst du denn da?

Friedrich. O da hab' ich mancherley zu thun. Ich lese für mich, ich lerne das auswendig, was mir aufgegeben worden ist, übersetze lateinisch und französisch, und sehe dann die Stücke an, welche wir den Tag über in der Schule haben werden.

Gustav. Wie viel Zeit brauchst du denn dazu?

Friedrich. In zwey Stunden kann man viel thun, wenn man fleissig hinter einander weg arbeitet.

Gustav.

Gustav. Was liesest du denn für dich?

Friedrich. Bald französisch, bald lateinisch; ich wechsele immer ab. Heute, zum Beyspiel, habe ich französisch gelesen, morgen lese ich lateinisch; manchmal lese ich auch Abends — doch da lese ich gewöhnlich deutsch.

Gustav. Da behältst du ja gar keine Zeit zu deinem Vergnügen übrig?

Friedrich. Warum nicht? Ich stehe jetzt gegen sechs Uhr auf, kleide mich geschwind an, und arbeite bis gegen acht Uhr; nun frühstücke ich. Zweymal in der Woche gehen unsre Stunden um neun Uhr, die übrigen Tage um acht Uhr an. Ich habe also alle Wochen zwey Stunden, welche ich früh in meinem Gärtchen zubringen kann. Um 12 Uhr komme ich aus der Schule, speise und habe wieder bis um 2 Uhr Zeit für mich. Wenn ich nun des Nachmittags um 5 Uhr zu Hause komme, so wiederhole ich ein, auch anderthalb Stündchen, dann habe ich frey bis acht Uhr. Was kann ich da nicht alles thun? Und rechnest du denn die Sonntage, die Feyertage und die Schulfeste nicht?

Gustav. Du beschreibst das alles, als ob du es mit dem größten Vergnügen thätest?

Frie-

Friedrich. Wird dir's denn beschwerlich? Das wüßte ich nicht; ich möchte gar nicht anders leben. Ich bin freylich jedesmal froh, wenn ich des Abends meine Arbeiten geendet habe; aber nicht, weil mir die Arbeit lästig geworden wäre, sondern weil ich nun weiß, daß ich wieder meine Schuldigkeit gethan, und mancherley Gutes gelernt habe. Und wenn nun mein Vater mich von Zeit zu Zeit prüft und er findet, daß ich fleissig gewesen bin — doch das wirst du selbst wissen, wie es uns freut, wenn wir von unsern Eltern gelobt werden. Ich wollte gern das Vergnügen entbehren, daß er mir allemahl zu machen pflegt, wenn ich gut bestanden habe. Sieh — nur vorgestern hatte ich die Freude, von ihm geprüft zu werden, dafür habe ich gestern mit meinen Eltern eine allerliebste kleine Spazierreise gemacht, und heute früh machte er mir ein Geschenk, mit diesem Buche — o! (indem er es aus seinem Bücherschranke herbey holt), lies nur gleich hier die erste Anekdote. Unterdeß erlaube mir, daß ich meine Arbeit zu Ende bringe — dann geh' ich mit dir.

Gustav nahm das Buch, es war französisch geschrieben, und enthielt eine Reihe kleiner

Geschichten, aus den ältesten Zeiten der Griechen und Römer — aber er verstand kaum den Titel. Zum Glück lagen Friedrichs Uebersetzungen darin, die er schon daraus gemacht hatte, und die er vermuthlich nicht bemerkt hatte, als er das Buch aus der Hand gab. — Er las die erste Anekdote und die zweite. — Heute, dachte er bey sich, hat er es bekommen und schon zwey so lange Anekdoten so gut übersetzt! Er sahe ihn seitwärts an, sahe, wie emsig, und ohne sich durch irgend etwas zerstreuen zu lassen, er fortarbeitete; er dachte an sich, erkannte seine Trägheit, und fühlte nun, was sein Vater ihm sagen wollte, da dieser bemerkte, Friedrichs Fleiß fehle ihm. Unwillkührlich traten ihm die Thränen in die Augen — und eben jetzt legte Friedrich seine Bücher auf die Seite, er war fertig.

Nun, fragte dieser, wie gefallen dir diese Anekdoten? aber was sehe ich, du weinst? — und (schnell nahm er seine Uebersetzung weg, die Gustav noch in der Hand hatte), bin ich doch so unvorsichtig gewesen? Je nun, freilich, allzugut konnten sie nicht gerathen, denn ich übersetzte sehr schnell, weil sie mir so sehr gefielen.

Gustav. Sie sind noch nicht von deinem Lehrer durchgesehen?

Friedrich. Nein, ich habe sie blos zu meinem Vergnügen übersetzt! Mit der Zeit verbeßre ich mir die Fehler selbst, wenn ich mehr weiß, als jetzt. Aber was fehlt dir denn?

Gustav. Laß das jetzt — vielleicht sag' ich dir die Ursache zu einer andern Zeit. Hast du noch Lust, mit mir spatzieren zu gehen, so komm. —

Sie giengen, aber Gustav blieb den ganzen schönen Abend über mismuthig, unerachtet ihn Friedrich, der die beste Laune von der Welt hatte, auf alle mögliche Art aufzuheitern suchte. Kaum war Gustav zu Hause angekommen, so überlegte er ernstlich, ob er wohl im Stande seyn möchte, es Friedrichen gleich zu thun. Er sahe von der einen Seite wohl die Schwierigkeiten und die Anstrengung, die es ihm kosten würde, seine angewohnte Trägheit zu überwinden; auf der andern Seite erkannte er aber auch, daß er auf keine Weise ein so geschickter und nützlicher Mensch werden, ja daß er nie so zufrieden und froh werden könne, wenn er nicht Friedrichs Beyspiel folgen würde. Das süße Vergnügen von seinen

Eltern

Eltern und Lehrern oder auch gar von fremden Personen, wegen seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit gelobt zu werden, kannte er noch nicht; und doch wünschte er sich so innig, dieß Vergnügen zu verdienen. — Er entschloß sich, acht Tage lang wenigstens einen Versuch zu machen. Wie viel Mühe es ihm kostete, wie oft er, die ersten Tage über, in seine alte Trägheit zurücksinken wollte, wie sauer es ihm besonders wurde, die Morgen, die er sonst im Müßiggange zu vertändeln pflegte, dem Fleiße zu widmen, — das alles will ich Euch nicht sagen; nur das will ich noch zu Eurer Ermunterung hinzusetzen, Ihr, liebe Kinder, die ihr Euch vielleicht mit Gustav in einem ähnlichen Falle befindet: nach acht Tagen war Gustav schon so weit gekommen, daß er nicht nur mit Lust fleissig arbeitete, sondern das er sich sogar wunderte, wie ihm sein voriges Leben nur einen Augenblick habe gefallen können. Jetzt war er so froh, so zufrieden, so geliebt, so gelobt, und mehr als dieß alles: er fühlte, daß er wirklich ein besserer Mensch sey und immer besser und geschickter werden und Liebe und Lob verdienen könne.

Nachläſſigkeit hat oft die traurigſten Folgen.

Wenn Luischens Mutter ſich zuweilen gegen eine ihrer Freundinnen beklagte, daß ihre Tochter ſich ſo außerordentlich nachläſſig gewöhne, ſo pflegte dieſe ihr zu antworten: Laſſen Sie das gut ſeyn, liebe Frau! Luischen iſt lebhaſt, wenn ſie nun auch dann und wann etwas vergißt, etwas am unrechten Orte liegen läßt, — das will ja nicht viel bedeuten. Wenn ſie älter wird, ſie iſt ja noch ſo jung, wird ſich das ſchon von ſelbſt legen. — Aber, leider! die gute Freundin hatte Unrecht. Luischens Nachläſſigkeit legte ſich nicht, es wurde mit ihr vielmehr von Tage zu Tage ſchlimmer. Die gute Frau dachte nicht an das ſo bekannte Sprüchwort: Jung gewohnt, alt gethan.

Luischen gewöhnte ſich allmählich daran, daß man ihr alles nachräumte, was ſie gebraucht und nicht wieder an Ort und Stelle gelegt hatte, daher vergieng faſt kein Tag, an dem ſie nicht mit ihrem Geſchwiſter Streit bekam, oder von ihren Eltern Vorwürfe hören mußte.

mußte. Bald fehlte das, bald jenes, manches fand sich wieder, manches blieb gar weg, gieng verlohren, oder wurde entwendet — und doch wurde es bey allem Verdruß, den Luischen täglich hatte, mit ihrem Fehler immer schlimmer. Mehrmals hatte sie schon die übelsten Folgen erfahren, war im Dunkeln über Stühle hingestürzt, die sie selbst gebraucht und nicht wieder auf die Seite gestellt hatte; der Sturm hatte mehrmals große Verwüstungen in ihrem Zimmer angerichtet, wenn sie weggegangen war und die Fenster offen gelassen hatte; sie war oft durch andere natürliche Folgen ihres Fehlers sehr unangenehm gewarnt worden, und doch wurde sie nicht achtsamer. Sie sollte mehr und härter gezüchtigt werden — denn ach! nur allzuoft erfahren das junge unbesonnene Menschen, die sich nicht rathen lassen und nur durch eignen Schaden klug werden wollen; sie müssen fühlen, weil sie nicht hören. Ihre Eltern besaßen einen Weinberg, eine Stunde von der Stadt entfernt, in welcher sie lebten. Den Sommer über pflegten sie beynahe wöchentlich einige Tage dort zuzubringen und kam die Zeit der Weinlese, so wohnten sie immer einige Wochen hindurch

ganz auf dem Berge. Um diese Zeit besonders fanden sich viele ihrer Freunde aus der Stadt bey ihnen ein, um die letzte schöne Jahreszeit und das Lesefest mit zu genießen. Diese aßen bey ihnen und giengen des Abends nach der Stadt zurück.

Im Herbste vorigen Jahres wurde einer meiner Freunde, von Luischens Eltern, ebenfalls auf ihren Weinberg eingeladen. Er brachte in ihrer und ihrer Freunde Gesellschaft einen sehr vergnügten Tag hin und wollte sich eben, da der Abend hereinbrach, mit einigen andern auf den Rückweg nach der Stadt machen, als sich plötzlich im Hause ein jämmerliches Geschrey erhub. Man eilte hinzu — da brachte der unglückliche Vater seine noch unglücklichere Tochter, Luischen, die Kellerstufen herauf, auf den Armen getragen! Sie schien ganz ohne Leben, das Blut strömte ihr über das Gesicht herab; jetzt wollte er sie auf die Füße stellen, da bemerkte man, daß sie nicht auftreten könne. Man untersuchte — und das rechte Bein war gerade über dem Knie entzwey gebrochen. Mein Freund eilte nebst noch einem andern in die Stadt, um einen Wundarzt herbey zu holen; fast zwey Stunden

ver-

vergehen, ehe er die Verunglückte verbinden kann. Sein erstes Wort ist: Ich fürchte, sie wird lahm bleiben! — denkt euch diesen Schreck für die armen Eltern, und zugleich Luischens Unglück, das sie sich allein durch ihre Nachlässigkeit zugezogen hatte.

Mein Freund besuchte die Eltern am folgenden Morgen und hier erfuhr er die traurige Veranlassung zu diesem Unglück. — Das Weinbergshaus ist nicht allzugroß, man hatte, um zum Keller zu gelangen, keine andere als eine Fallthüre anbringen können. Luischen war von ihrem Vater kurz vorhero nach ein Paar Flaschen Wein geschickt worden; bey dieser Gelegenheit hatte sie, aus ihrer gewohnten Nachlässigkeit, die Thüre offen gelassen. Um von den Freunden ihrer Eltern Abschied zu nehmen, war sie schnell herbeygesprungen, hatte, da es im Hause schon etwas dunkel war, die offen gelassene Thür nicht gesehen, und war im vollen Springen hinabgestürzt.

Ihr ist nicht mehr zu helfen, sie wird Zeitlebens das Warnungszeichen vor Nachlässigkeit an ihrem Körper tragen; wohl ihr, wenn sie nun vorsichtiger und achtsamer wird; aber möge wenigstens ihr Unglück Euch warnen, liebe

Kinder, die ihr diesen Fehler vielleicht auch als etwas unbedeutendes anseht, damit ihr nicht auch, wo nicht auf dieselbe Art, doch auf ähnliche Weise, durch Schaden klug werden dürftet!

Verschiebe nichts auf Morgen!
Ein jeder Tag soll für das seine sorgen!

Konrad und Ferdinand waren Brüder, jener der ältere, dieser der jüngere. Sie genossen, als Brüder, gleiche Liebe von ihren Eltern, hatten einer so viel Antheil als der andere an den Vergnügungen, die ihnen von ihren guten Eltern gemacht oder erlaubt wurden, waren beyde gesund und doch war Konrad fast niemals recht aufgeräumt; immer schien ihm etwas zu fehlen, und wenn sich sein Bruder über eine Kleinigkeit oft recht herzlich freuen konnte, so war er mürrisch und übellaunisch. Woher das wohl kam? Es fiel mir auf, als ich diese beyden Knaben beobachtete. Lange konnte ich die wahre Ursache nicht entdecken. Endlich bemerkte ich sie ganz von ungefähr.

Die

Die beyden Knaben hatten eines Tages ein Paar junge Freunde ihres Alters bey sich. Sie spielten im Garten, und wie gewöhnlich freute sich Ferdinand herzlich mit seinen kleinen Freunden; Konrad hingegen nahm nur in der größten Zerstreuung an ihren muntern Spielen Theil. Sie schlugen eben Ball, auf einem schönen, großen Rasenplatze; ich sahe ihnen in der Ferne zu, da wurde ich gewahr, daß Konrad, so oft etwa ein Ball weit geworfen wurde, und die Kleinen sich beeiferten, ihn einer vor den andern zu erhaschen, schnell in die Tasche fuhr, ein Blatt herauszog, es flüchtig überlas und dann, wenn die Kleinen von ihrer Jagd wieder zurückkamen, eben so schnell wieder damit in die Tasche fuhr.

Ich glaubte nun die Ursache von Konrads Zerstreuung gewiß gefunden zu haben, und entfernte mich, um ihm bey Gelegenheit darüber meine freundschaftlichen Vorstellungen zu machen. Diese Gelegenheit fand sich noch an demselben Abend. Um mir etwas zu überbringen, schickte ihn sein Vater zu mir. Er trat kaum zur Thüre herein, so bemerkte ich, daß er rothe Augen habe.

Was fehlt Ihnen, lieber Konrad, redete ich ihn an, Sie scheinen geweint zu haben? — Er wollte sich mit einer Unwahrheit durchhelfen, und sich wieder entfernen, allein ich hielt ihn fest. Nein, lieber Konrad, fuhr ich fort, indem ich ihn sanft an mich zog, leugnen Sie es nicht. Sie haben geweint und wie? wenn ich die Ursache erriethe warum? — Ich beklage Sie sehr, und es schmerzt mich jedesmal, wenn ich Sie nicht so heiter und froh sehe, wie Sie doch gewiß seyn könnten, und wie es Ihr Brüderchen immer ist. Haben Sie sich noch nie gefragt, woher es kommt, daß Sie immer so unzufrieden, so mürrisch und übellaunisch sind?

Er weinte jetzt wieder — Nicht wahr, Sie haben etwas auswendig lernen sollen, und haben es nicht gekonnt, da Sie es sagen sollten? — Er antwortete nicht, fieng aber heftiger an zu weinen und ich erkannte dadurch, daß ich richtig vermuthet hatte. — Wenn ist es Ihnen aufgegeben worden? fragte ich.

Konrad. Gestern Nachmittags, und heut Abends wurden wir überhört.

Ich. Hatte es denn Ihr Bruder gelernt?

Konrad. Ja.

Ich. Und wie kam es, daß er bestand und Sie nicht?

Konrad. Er hatte schon gestern Abends daran gelernt und heute früh und ich — ich

Ich. Und Sie verschoben es bis heute Nachmittags, und da konnten Sie nicht lernen, weil Sie Besuch hatten; Abends waren Sie ermüdet, da gelang es Ihnen denn freylich auch nicht. Warum lernten Sie aber nicht mit Ihrem Bruder zugleich?

Konrad. Ich glaubte, ich würde heute noch Zeit genug dazu haben und besann mich nicht darauf, daß wir heute Besuch haben sollten.

Ich. Wird Sie diese Erfahrung nicht für die Zukunft klüger machen? Ich habe Sie schon lange beobachtet, lieber Konrad, denn ich konnte nicht begreifen, warum Sie immer so unzufrieden, so mürrisch und so wenig theilnehmend an allen Vergnügen wären, da doch ihr Brüderchen immer die Frohheit und Munterkeit selbst ist. Wie froh könnten Sie seyn, wenigstens gewiß so froh als Ferdinand, oder sind Sie krank, fehlt Ihnen sonst etwas? — Er schwieg. Nun so bitte ich Sie, um Ihres eignen Bestens willen, verschieben Sie doch ja nicht mehr auf eine andere Zeit, was Sie

jezt

jetzt thun können und sollen. Denn, nicht wahr, Sie pflegen das gewöhnlich zu thun? — Sie bekommen etwas zum Uebersetzen, zum Durchlesen, zum Auswendiglernen — Ihr Brüderchen setzt sich nun gleich hin, und thut, was ihm aufgetragen ist, und handelt sehr klug. Denn hat er das Seine gethan, nun ist er ruhig, kann sich jeder Freude ganz ungetheilt überlassen und hat immer Lob zu erwarten, weil er seine Schuldigkeit gethan hat. Hingegen Sie, legen die Arbeit hin, beschäftigen sich mit irgend etwas anderm, oder spielen gar, wenn Sie arbeiten sollten, und müssen, weil sich Ihr Brüderchen nicht stören läßt, allein spielen. Ist er fertig und will sich nun ein Vergnügen erlauben, so wollen Sie das auch mit genießen; aber Sie können dabey nicht so froh seyn, wie er; denn nicht wahr? es fällt Ihnen immer dabey ein, daß Sie ihre Arbeit noch nicht gethan haben, — kommt nun die Zeit, da Sie Ihre Arbeiten vorzeigen, oder Ihre Aufgaben hersagen sollen, so müssen Sie eilen, um damit fertig zu werden. Manchmal werden Sie fertig, aber weil Sie eilen müssen, so werden Ihre Ausarbeitungen schlecht, und Ihre Aufgaben werden Sie nie

so gut und fertig herzusagen wissen, als Ihr Bruder, — er wird daher immer, als der Jüngere, gelobt, Sie, als der ältere, durch täglichen Tadel beschämt. Oft geschieht es, daß Sie mit Ihren Arbeiten gar nicht fertig werden, — wenn etwa unvorhergesehene Abhaltungen dazwischen kommen. Nun werden Sie noch strenger getadelt, oder wohl gar, wegen Ihrer Trägheit, bestraft. — Ist das nicht alles wahr, haben Sie das nicht alles so erfahren, wie ich es Ihnen sage?

Er gestand es und sagte mir sogar offenherzig, daß er oft auf seinen Bruder gezürnt habe, wenn er nicht mit ihm habe spielen wollen, und auch deshalb sey er oft so misvergnügt gewesen. Ja, sagte er, wenn er immer so gelobt wird, und ich werde immer so bitter getadelt, so könnte ich ihm oft das Böseste wünschen. Aber freylich, setzte er mit schmerzhaftem Tone hinzu, kann er dafür nicht — und ich bin allein Schuld an allem Verdruß, den ich fast täglich habe.

Da Sie nun das erkennen, lieber Konrad, redete ich weiter, werden Sie nun in Zukunft sich noch so muthwillig so viele unangenehme Stunden machen? Versuchen Sie es doch nur

ein

ein Paar Tage, ich kann Ihnen aus meiner eignen Erfahrung versichern, und Sie sehen es ja auch an dem Beyspiele Ihres Bruders: man kann sich an alles gewöhnen, an das Gute sowohl, als an das Schlechtere, und Sie werden gewiß in kurzer Zeit nicht eher etwas anders thun wollen, bis Sie Ihre nöthigen Arbeiten geendet haben. Dafür werden Sie aber auch viel froher und heiterer seyn und das Vergnügen eben so oft, als Ihr Brüderchen erfahren, von Ihren guten Eltern und Lehrern gelobt zu werden. Daß Sie dann auch weit mehr lernen und geschickter werden müssen, weil Sie mit mehr Aufmerksamkeit arbeiten, brauch ich Ihnen gar nicht zu sagen. Sie fühlen es gewiß, daß Ihr Brüderchen, unerachtet er über ein Jahr jünger ist, als Sie, in vielen Stücken Sie an Kenntnissen übertrift.

Konrad gab auch das, wiewohl mit einiger Beschämung zu. Er ließ den guten Eindruck, den meine Vorstellungen auf ihn gemacht hatten, nicht verwischen; ich hatte ihn einige Wochen nicht gesehen; eine Reise hatte mich entfernt; wie so ganz anders war er, als er mir jetzt mit frohen Ungestüm entgegen kam und

auf

auf die herzlichste Art, für meinen guten Rath dankte.

Muthwill ist oft so schädlich als Bosheit.

Wer hat nicht muntere, lebhafte Kinder gern, aber wer weiß auch nicht, daß eben diese muntern, lebhaften Kinder, deren heitere Fröhlichkeit uns oft so herzlich freuet, gewöhnlich auch die leichtfertigsten und muthwilligsten sind. Sie sind fast immer flatterhaft, handeln schnell, unüberlegt und ohne zu bedenken, was ihre übereilten Handlungen für Folgen nach sich ziehen können. Euch zur Warnung, liebe Kinder, die ihr oft nur allzuschnell und allzu leichtsinnig Eure kleinen, Euch nur lustig scheinenden Einfälle auszuführen pfleget, erzähle ich folgende zwey traurige Vorfälle, die sich ganz kürzlich in ein Paar mir sehr lieben Familien ereigneten. Möchtet Ihr Euch dadurch warnen lassen, daß nicht einst eines von Euch eine muthwillige Handlung so bitter bereuen dürfte, als Ludewig und Philipp die ihrigen jetzt noch beweinen!

Lude-

Ludewig und Leopold, zwey Brüder, wovon der erstere ziemlich zwey Jahre älter ist, als der andere, vertrugen sich immer sehr gut, unerachtet Ludewig weit lebhafter ist, als sein jüngerer Bruder. Leopold ist etwas schwächlich, von einem sanften, nachgebenden Charakter, aber leider — sehr furchtsam. Ob diese Furchtsamkeit eine Folge seiner Schwächlichkeit ist, oder ob ihm in seiner frühern Jugend falsche Begriffe über gewisse Dinge beygebracht wurden, die diese Furchtsamkeit in ihm erzeugten, weiß ich nicht. Genug, so gern er auch die Abende mit seinem Bruder, im Garten, oder sonst im Freyen zubrachte, — am Tage über waren sie beyde in ihren Lehrstunden beschäftigt, oder in der Gesellschaft ihrer Eltern, — so eilte er doch jedesmal von seinen liebsten Spielen weg, sobald es anfieng nur etwas dunkel zu werden. Nun brachte ihn Niemand wieder aus der Stube, es müßte denn jemand mit ihm gegangen seyn. Ludewig war viel beherzter, und da er die Schwachheit seines Bruders kannte, hatte er sich schon oft auf seine Unkosten lustig gemacht. Bald, wenn sie allein waren, lief er plötzlich von ihm, und gewöhnlich eilte ihm dann Leopold mit ängst=

ängstlichen Geschrey nach; bald, wenn sie auf ihrer Stube des Abends Licht brannten, löschte er es aus, verkroch sich, ließ sich seinen Bruder lange suchen, und quälte ihn so, oft bis zu Thränen. Leopold hatte ein sehr gutes Herz, darum ertrug er seines Bruders Muthwillen, ohne ihn deshalb weniger zu lieben, oder ihn gar zu verklagen. Es erfuhr daher auch Niemand etwas von Ludewigs muthwilligen Streichen, die er an seinem armen Bruder verübte.

Einst zwar, als sich Leopold des Abends weigerte, allein in ein gewisses Zimmer zu gehen, wohin ihn sein Vater schicken wollte, und dieser ihm wegen seiner übertriebnen Furchtsamkeit ernsthafte Vorstellungen machte, rühmte sich Ludewig, daß er schon versucht habe, seinem Bruder diese Furchtsamkeit abzugewöhnen. Bey dieser Gelegenheit verbat sich der Vater sehr nachdrücklich Ludewigs Verfahren, dadurch, sagte er, wird nichts gebessert, vielmehr wirst du ihn dadurch noch furchtsamer machen, und kannst ihm wohl gar schaden, wenn du ihn einmal sehr erschrickst. Ich untersage dir es daher für alle Zukunft.

Eine Zeitlang hatte nun wohl Leopold vor seinem Bruder Ruhe, aber bald fieng er von neuem an, sein Spiel zu treiben. An einem schönen Herbsttage waren ihre Eltern spazieren gegangen. Sie waren allein, da sah Ludewig ein mit Pelz gefüttertes Kleid seiner Mutter liegen, welches die Magd zurückgebracht hatte, weil es der Mutter zu beschwerlich worden war. Eben war sein Bruder nicht bey ihm, sogleich fiel ihm ein, ob er es nicht anziehen und damit seinen Bruder einmal recht sehr zu fürchten machen könne. Er wendet es um, so daß der Pelz auswärts kommt, versucht es anzuziehen, es geht — aber noch ist's zu hell; er zieht es wieder aus, verbirgt es und erwartet den Abend.

Der Abend kommt, sie haben im Garten gespielt und sitzen jetzt auf einer Rasenbank, um die Rückkunft ihrer Eltern, die nun bald erfolgen mußte, hier zu erwarten. — Ach! springt Ludewig schnell auf, ich habe etwas vergessen, bleib ruhig hier sitzen, ich bin im Augenblick wieder bey dir. Leopold will ihn begleiten. Nein, nein spricht Ludewig, es ist finster im Hause, du könntest fallen, wir müßten langsam gehen, unterdessen könnten die

Eltern kommen, — ich laufe geschwind und bin gleich wieder da!

Leopold bleibt ungern zurück, indeß läuft Ludewig auf das Zimmer, wohin er das Pelzkleid versteckt hat, zieht es an, bindet sich den Pelzkragen um den Kopf, bedeckt sich die Hände mit den ihm zu langen Aermeln, und stellt sich nun, so vermummt, in den Winkel des Hausganges, in welchem es schon beträchtlich finster war. — Leopold! Leopold! ruft er ängstlich nach seinem Bruder. Dieser hört ihn rufen: was ist's? fragt' er. Ach! klagt Ludewig, komm doch hieher, komm, geschwind, geschwind! — Leopold, welcher meint, sein Bruder sey gefallen, vergißt seine Furchtsamkeit, tritt in den Gang, will der Stimme seines Bruders nachgehen — plötzlich wirft sich Ludewig auf alle Viere, kriecht auf seinen Bruder, unter einem jämmerlichen Winseln, wobey er die Stimme verstellt, los. Leopold wird im Dunkeln die scheußliche Gestalt gewahr, will sich wieder zum Hause hinaus flüchten, Ludewig verläuft ihm den Weg, stürzt sich, mit ausgebreiteten Armen, auf seinen Bruder, unter einem fürchterlichen Geschrey, hin — und der arme Leopold, sinkt

vor Furcht, und Schreck und Entsetzen, sinnlos zu Boden. —

Fest umschlungen hält ihn Ludewig einige Augenblicke, denn er glaubt, Leopold rede vor Furcht nicht; jetzt wird er gewahr, daß er nicht mehr athme — laut aufschreyend stürzt er die Treppe hinauf, um die Magd zu Hülfe zu rufen — sie ist nicht zu errufen — nun will er auf die Straße, da bemerkt er seinen Anzug; er entkleidet sich schnell, will zum Hause hinaus, da hört er seinen Bruder ächzen. — Ach! du lebst noch? fragt er und kniet vor ihm nieder, um sich gewiß davon zu überzeugen. Bist du's, lieber Ludewig? fragt Leopold — ach! ist es weg, das garstige Thier? — Was für ein Thier? versetzt Ludewig! Ach! um Gotteswillen! sage nichts, lieber Leopold, ich war's, ich war's, ich wollte dich erschrecken, o in meinem Leben will ich's nicht wieder thun — hörst du, lieber Leopold, sage ja nichts! Ach! wenn du todt geblieben wärest, ich wäre auch gestorben. Stehe doch auf — die Eltern möchten kommen! — O wie du noch zitterst! Ist dir nicht wohl?

Leopold. Matt bin ich, sehr matt; wenn ich nur ein Glas Wasser hätte.

Ludewig. Komm mit herauf, wir wollen oben warten, vielleicht finde ich auch Wasser.

Sie kamen auf ihre Stube, beyde leichenblaß, Ludewig sucht ein Glas, Leopold kann kaum allein stehen — jetzt kommen die Eltern. Der erste Blick auf ihre Kinder läßt ihnen ein Unglück ahnden. Was ist vorgefallen? fragt' der Vater. Leopold erzählt zitternd: ein großer Hund habe ihn im Hause angefallen, und niedergeworfen, darüber sey er so sehr erschrocken. — Rede die Wahrheit, was ist geschehen? Ludewig, auch du siehst blaß wie eine Leiche. Ich bin über Leopold so sehr erschrocken, antwortet dieser. — Der Vater glaubt ihm, man giebt beyden Knaben ein niederschlagendes Pulver ein, aber wiewohl Ludewig sich bald erholete, wurde es doch mit Leopold immer bedenklicher. Er verfiel in eine außerordentliche Hitze, schien nun einzuschlummern — und fuhr plötzlich mit Geschrey auf, dann klagte er wieder über Frost.

Die ganze folgende Nacht und den Tag darauf blieb er in demselben Zustande; Ludewig kam nicht von seinem Bette weg. Es wurde ein Arzt darüber befragt, er zuckte bedenklich die Achseln und äußerte sich: er wün-

sche daß dieser Vorfall nicht von sehr schlimmen Folgen seyn möge. Ein solcher Schreck, zumahl bey schwächlichen Personen, habe mehrmals eine gänzliche Zerrüttung des Nervensystems, Wahnsinn, und Raserey zur Folge gehabt. — Dieß hörte Ludewig — denkt Euch seinen Zustand, er war nicht boshaft, hatte oft Beweise eines sehr guten Herzens gegeben! das ganze Geständniß seiner an seinem Bruder verübten grausamen Handlung schwebte ihm auf der Zunge, Leopold sahe es, wie er mit sich kämpfte, er nahm seine Hand, drückte sie ihm, und gab ihm beruhigende Winke. Dieß griff den ohnedem schon tief Erschütterten noch heftiger an; er brach in laute Klagen aus. Man wollte ihm zureden, nichts half — bis er alles entdeckt hatte!

Er konnte auf der Stelle todt bleiben, sagte jetzt der Arzt, und noch ist das Schlimmste zu fürchten! Seine Eltern, die jetzt für ihren ältesten Sohn eben so sehr beunruhigt zu werden anfiengen, baten den Arzt durch Zeichen, den armen Ludewig zu schonen. Sie sahen, wie sehr er jetzt litt, wie innig er seinen Muthwillen bereute, und glaubten daher ihn, durch freylich sehr verdiente Vorwürfe, nicht ganz

auf's Aeußerste bringen zu dürfen. Unerachtet aller angewendeten Fürsorge des Arztes bekam der arme Leopold, am dritten Tage nach seinem gehabten Schreck, krampfhafte Verzuckungen, die von nun an täglich zwey, auch dreymal wiederkehrten, und ihn außerordentlich mishandelten. Es ist seitdem beynahe ein Vierteljahr vorüber und immer noch hat kein Mittel gegen dieses fürchterliche Uebel, das man in meiner Gegend das böse Wesen oder die böse Staupe nennt, die Aerzte nennen es — Epilepsie, etwas vermocht. Leopold ist dabey sehr entkräftet worden, hat vollends allen Muth verlohren, ja auch seine Seelenkräfte haben außerordentlich dadurch gelitten. Er spricht fast immer wie ein Träumender, jedes unverhofft entstehende Geräusch, irgend ein Gegenstand, der ihm plötzlich vor das Auge kommt, jagt ihm Schrecken ein, er zittert am ganzen Leibe und gewöhnlich erfolgt auf ein solches Erschrecken sein trauriger Zufall. Ich brauche Euch nicht zu sagen, was seine Eltern, noch weniger, was Ludewig dabey leidet! Dieser unglückliche, unbesonnene Knabe ist, seit jenen Abend, nicht auf einen Augenblick froh geworden; er schleicht umher, wagt es nicht,

jemand anzusehen, jedes noch so freundliche Wort, das seine Eltern auf ihn sprechen, klingt ihm wie der marterndste Vorwurf; seine gesunde Gesichtsfarbe ist verbleicht; oft findet man ihn allein weinen und die Hände ringen.

O Kinder, hütet Euch vor ähnlichen unbesonnenen muthwilligen Handlungen, ist Euch die Ruhe Eures Lebens lieb!

* * *

Nicht weniger unglückliche Folgen hatte Philipps Unbesonnenheit. Er war, wie Ludewig, ein sehr lebhafter Knabe, und eben so muthwillig, als er. Oft schon waren bey seinen Eltern Klagen über ihn eingelaufen, wenn er bald an Kindern, bald an Erwachsenen und wo nicht an Menschen, doch an Thieren, an Hunden und Katzen, seinen Muthwillen ausgelassen hatte. Auch Julchen, seine jüngere Schwester, mußte oft von ihm leiden. Sanftere und ernsthaftere Verweise, sogar Züchtigungen von seinen Eltern, richteten nichts bey ihm aus. Bey ihm traf ein, was das Sprüchwort sagt: der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Wenn nur nicht auch andere durch ihn unglücklich worden wären.

An dem Hause seiner Eltern war ein kleiner Garten, in welchem man ihm und seiner Schwester, jedem ein besonderes Stückchen Land eingeräumt hatte, das sie selbst bebauen, bepflanzen und warten konnten. Julchen war eine fleißige Gärtnerin; ihr kleines Beet war immer im besten Zustande; sie jätete und begoß und säuberte die kleinen Gewächse so emsig, daß es eine Lust war, wenn sie jemand mit diesen kleinen Arbeiten beschäftigt sahe. Oft nahm sie sich auch des Beetes ihres Bruders an, der zu unruhig und ungeduldig war, als daß er bey solchen ihm sehr mühsam vorkommenden Beschäftigungen lange hätte aushalten können. Er lief unterdessen im Garten herum, pumpte zur Noth, wenn Julchen versprach, seine Blumen mit zu begießen, das Gießwasser, oder kletterte und trieb oft noch schlimmere Possen.

Um die Abendzeit, wenn beide Kinder im Garten waren, pflegten auch ihre Eltern sich darin zu erholen; sie giengen wenigstens ab und zu, um auch hier ihre Kinder nicht ganz ohne Aufsicht zu lassen. Indessen traf sich es doch wohl, daß sie manchmal ganz allein blieben, und in diesen Zwischenzeiten hatte dann

Philipps Muthwille freyes Spiel. Eben waren sie einmal so allein gelassen; Philipp kletterte an einer Mauer in die Höhe, um zu einem Neste zu gelangen, das seine Schwester entdeckt und in ihrer ersten Freude über ihre Entdeckung ihrem Bruder gezeigt hatte. Julchen begoß ihre Blumen, sie dachte nicht an ihren Bruder, aber das Wasser in dem Faß, aus welchem sie schöpfte, nahm so sehr ab, daß sie es — das Faß war tief — nicht mehr, ohne große Mühe, herausschöpfen konnte. Jetzt sahe sie sich nach ihrem Bruder um. Ach! was willst du denn da machen? Meine armen kleinen Vögelchen! Du wirst herunter fallen. O, laß sie doch, Vaterchen wird gewiß unwillig, wenn du das Nest zerstörst. So rief sie ihm zu und bat noch dringender, aber Philipp ließ sich nicht stören. —

Ich rufe den Vater, wenn du nicht heruntersteigst, drohte Julchen. Ja! thue es nur, drohte ihr Philipp wieder. Siehst du, da kommt er, rief Julchen — Er kam wirklich und Philipp sprang glücklich, und ohne vom Vater bemerkt zu werden, herunter. Ich will mich schon bey dir für dein Schreyen bedanken, sagte Philipp im Vorübergehen zu

Julchen. — Was fehlt dir denn? fragte der Vater Julchen. Ich kann mit meinem Gießkännchen das Wasser im Faß nicht mehr erreichen, antwortete sie. — Philipp, redete der Vater diesen an, pumpe doch deiner Schwester ein wenig Wasser. Philipp gehorchte, der Vater entfernte sich wieder, Julchen beugte sich über das Faß, um zu versuchen, ob sie das Wasser erreichen könne; Philipp lief hinzu, stieß seine Schwester, die sich mit einer Hand nur anhielt und mit dem Oberleibe auf dem obern Rande des Fasses schwebte — sie verlohr das Gleichgewicht und stürzte mit dem Kopfe zuerst in das Faß. Philipp, anstatt zuzugreifen, und sie, wo möglich, herauszuziehen, that einen lauten Schrey und wollte, vor Schreck außer sich, aus dem Garten laufen. Die Gartenthür war halb offen; er sahe nichts, und indem er hinaus will, rennt er so unglücklich mit dem Kopfe gegen das Thürschloß, daß ihm der hervorstehende eiserne Riegel in das rechte Auge drang. Auf sein nun vorzüglich fürchterliches Geschrey lief alles, was in der Nähe war, herbey. —

Er blutete am Auge; man wollte ihn wegführen; da zeigte er auf das Wasserfaß und jam-

jammerte: Julchen! Julchen. Man sprang dahin — und zog das arme Kind, fast ohne Zeichen einiges Lebens, heraus. Der Vater war nun mit Julchen, die Mutter mit Philipp beschäftigt; ein herbeygerufner Chirurgus gab Verordnung, was man mit Julchen zu thun habe und untersuchte Philipps Auge. Julchen kam, nach einigen Bemühungen, wieder zu sich, — aber kaum hatte man sie in ein etwas erwärmtes Bette gebracht, so sank sie von Neuem in Ohnmacht. Sie erwachte daraus, aber in der folgenden Nacht verfiel sie in ein heftiges Fieber. Der Chirurgus versicherte gleich Anfangs, da sie vorher sehr erhitzt gewesen sey — (sie hatte, wie wir wissen, emsig ihre Blumen begossen und sich dabey stark bewegt), so sey ihr Zustand bedenklich, und bat sich aus, daß man noch einen geschickten Arzt herzurufen möchte. — Das gute Kind ist zwar jetzt von ihrem Fieber wieder hergestellt, aber, wiewohl schon fast ein Jahr seit dem nur erzählten traurigen Vorfalle verflossen ist, noch immer kann sie sich nicht wieder erholen. — Sie hat ihre schöne gesunde Gesichtsfarbe verlohren, ihre Munterkeit ist dahin; nur vor wenig Tagen sahe ich sie.

Sie gleicht einer Rosenknospe, die, ehe sie sich noch entfalten konnte, von einem Wurme heimtückisch zernagt wurde. Leider wird sie ihr Leben nicht hoch bringen. O wie viel Thränen, wie großen Kummer kostet Philipps Unbesonnenheit seinen guten Eltern. Und er selbst? — Zeitlebens trägt er das Zeichen seiner Strafbarkeit an seinem rechten Auge. Durch die Geschicklichkeit des Wundarztes wurde es zwar in so weit gerettet, daß er nicht ganz blind darauf ist, allein es ist verzerrt und entstellt sein außerdem sehr wohlgebildetes Angesicht um so mehr, weil es jeden, der es sieht, und der um seine Geschichte weiß, daran erinnert: daß er allein die Ursache an dem wahrscheinlich frühen Tode seiner guten unschuldigen Schwester ist. — O daß doch keines von Euch, liebe Kinder, je ein solches Zeichen an sich tragen möge!

Der Neidische schadet sich selbst am meisten.

Jettchen war immer unfreundlich, schon als ein Kind von sechs bis sieben Jahren zeigten sich kleine Falten auf ihrer Stirn, und je älter sie wurde, je mehr wurden ihre Gesichtszüge entstellt. Nur selten sahe man sie lächeln; wenn ihre Schwestern und Brüder sich an Kleinigkeiten herzlich freuten, schien sie selbst darüber unwillig zu seyn, daß sie so glücklich waren, sich freuen zu können. Hättet Ihr sie auch zufällig einmal bey recht guter Laune gesehen, und Ihr hättet ihr irgend etwas erzählt, was Euch oder Andere Freude machte, so würdet Ihr bald bemerkt haben, wie ihre gute Laune sich allmählich in Ernst, und endlich in ein verdrüßliches Wesen umwandelte, das alle frohe Menschen von ihr entfernte.

Fritzchen hatte sie in ihrer frühern Jugend kennen gelernt; sie hatte sie wegen anderer guten Eigenschaften liebgewonnen und war ihre liebste Freundin geworden. Sie war ein

Paar

Paar Jahre älter als Jettchen, wurde von dieser ihrer Freundin, da ihr Vater in einer andern Gegend seinen Wohnplatz nehmen mußte, getrennt, und sahe sie jetzt, nach einer Zeit von ungefehr sieben Jahren, zum erstenmale wieder.

Wie freute sich Fritzchen auf die erste Zusammenkunft mit ihrer Jugendfreundin; ja Jettchen selbst war seit langer Zeit nicht so heiter gewesen, als da sie hörte, Fritzchen sey angekommen und werde sie besuchen. Fritzchen kam. Wie sich die beyden Mädchen entgegen flogen, wie zärtlich sie sich umarmten, was sie sich in dem ersten halben Stündchen alles sagten, an welche frohe Begebenheiten ihrer frühern Jugend, an welche kleine angenehme Vorfälle aus ihrem Kindesalter sie sich erinnerten, das will und kann ich mit Stillschweigen übergehen; es gehört nicht geradezu hieher. Doch soviel kann ich sagen: Fritzchen bemerkte keine Veränderung an ihrer Freundin und Jettchen war niemals so herzlich froh gewesen, als in diesem glücklichen halben Stündchen.

Jetzt nachdem die ersten Ergießungen der Freundschaft und gegenseitigen Liebe vorüber waren, und die beyden Mädchen allmählich

von sich allein zu sprechen aufhörten, von andern Dingen zu sprechen anfiengen, und auch auf das hörten, was um sie her gesprochen wurde, da veränderte sich Jettchens Laune so plötzlich, daß Fritzchen, aus zärtlicher Besorgniß für ihre jüngere Freundin, sie fragte: ob ihr etwas fehle?

Nichts, gar nichts, erwiederte Jettchen.

Fritzchen. Du warst aber vorhin so heiter und so herzlich froh, und jetzt auf einmal bist du still, ziehst deine Hand zurück, wenn ich sie nehmen will, antwortest so kurz und einsilbig, wenn ich dich frage, und deine heitere Miene ist so ernsthaft, ich möchte sagen so finster geworden, daß man sich vor dir fürchten könnte. Was ist dir, liebes Jettchen, darf es deine Fritze nicht wissen?

Als Fritzchen so sprach, redete die übrige Gesellschaft, welche sich in demselben Zimmer befand, von einem Mädchen, das Jettchen und Fritzchen sehr genau kannten. Dieses Mädchen war jetzt Braut. Man sprach von dem Glücke, welches sie mache und gestand sich gegenseitig zu, daß sie es, wegen ihrer vortreflichen Eigenschaften, vollkommen verdiene. Jettchen hatte nur mit halbem Ohre auf das

gehört,

gehört, was Fritzchen mit so viel herzlicher Theilnahme ihr gesagt hatte. Sie gab ihr daher keine Antwort. — Fritzchen fieng an zu ahnden, was in ihrer Freundin vorgehe? — Anstatt also auf eine Antwort weiter zu dringen, nahm sie sich vor, Jettchen genau zu beobachten und in kurzer Zeit war sie ihrer Sache gewiß. Verschiedene Aeußerungen derselben nicht nur über jenes Mädchen, sondern über mehrere andere, von welchen Fritzchen mit ihr sprach, verriethen dieser nur allzu deutlich, welcher große Fehler ihre Freundin beherrsche. Immer wollte sie sprechen, doch sie bedachte sich; sie hatte an ein Paar Beispielen erfahren, daß Jettchen durchaus keinen Widerspruch vertrage, und am wenigstens dann, wenn man jemandes Vertheidigung übernehmen wollte, wider den sie eingenommen war. Noch weniger konnte sie es jetzt wagen, da sie sie, nach einer so langen Trennung, zum erstenmale wieder sahe, sie auf ihren Fehler aufmerksam zu machen. Sie fürchtete nicht ohne Grund, dadurch auf immer ihre Freundschaft zu verliehren. Und das wünschte sie nicht, denn sie war überzeugt, Jettchen würde das beste Mädchen werden,

wenn man sie nur von diesem Fehler losmachen könnte! Und gelang ihr das, so gewann sie sich eine Freundin auf immer, die ihr schon so früh lieb geworden war.

Nur vierzehn Tage dauerte Fritzchens Besuch, dann mußte sie mit ihren Eltern ihre ehemalige Vaterstadt und ihre Freundin wieder verlassen. Sie sahe indeß Jettchen täglich, und sammelte täglich neue Bemerkungen über ihren Charakter; jetzt war die Stunde der abermaligen Trennung gekommen. Jettchen hieng weinend an Fritzchens Halse; sie war ihr unendlich lieb geworden, denn sie hatte ihr niemals Anlaß gegeben, sie zu beneiden; Fritzchen dachte zu gut, um in Gegenwart ihrer Freundin irgend jemand Veranlassung zu geben, sie, über was es auch immer sey, zu loben, — hingegen hatte sie jede Gelegenheit benutzt, Jettchen etwas Verbindliches zu sagen, sie auf ihre Vorzüge aufmerksam zu machen, und sie, um ihrer guten Eigenschaften willen, zu loben.

Wenn du doch immer bey mir bleiben könntest, sagte Jettchen schluchzend, du gehst und ich verliehre meine einzige Freundin, o so glücklich werde ich lange nicht wieder seyn, als

die

die wenigen Tage, die ich mit dir verleben konnte!

Gutes Jettchen! antwortete Fritzchen, glaube sicher, daß es mir auch sehr schwer wird, mich von dir auf, wer weiß wie lange? zu trennen! Allein, höre meinen Vorschlag, wie! wenn wir uns von Zeit zu Zeit schrieben? Es wäre doch einige Entschädigung; wir würden uns dann einander unsere Noth klagen, unsere Herzen gegen einander ausschütten, uns unsere Freuden und Leiden mittheilen können .... und, liebes Jettchen — wenn unser Briefwechsel uns recht angenehm und nützlich werden soll, — du hast mich jetzt kennen lernen, wie ich bin, — ich würde dir unendlich danken, wenn du mir aufrichtig schriebest, welches Gute oder Fehlerhafte du an mir wahrgenommen habest. Von wem kann ich diese vollkommene Aufrichtigkeit mehr erwarten, als von meiner Freundin? O ich weiß es, liebes Kind, ich habe manchen Fehler an mir; du hast mich sonst gekannt, — du kannst mir desto zuverlässiger sagen, ob ich besser geworden bin, oder ob ...

Jettchen unterbrach mit Wärme ihre Freundin. Von mir erwartest du das? Ach! liebes

Fritzchen, du warst immer besser als ich — ich müßte dich also bitten, mir aufrichtig zu sagen, wie du mich gefunden habest, und ich bitte dich recht herzlich darum?

Fritzchen. Wie kannst du das von mir fordern, liebes Kind, wenn ich mir nicht eine gleiche Aufrichtigkeit von dir versprechen darf. Ja, mein Jettchen, ich glaube die Ursache gefunden zu haben, warum du nicht mehr durchaus so froh und glücklich bist oder doch wenigstens scheinest, als du ehedem warst. Versprichst du mir nun, mir ganz aufrichtig, wie ich es von meiner liebsten Freundin erwarten kann, zu sagen, was dir an mir gefallen oder misfallen habe, aber ganz aufrichtig, ohne Rückhalt, so sey überzeugt, daß ich dich nicht nur doppelt sehr dafür lieb haben will, sondern auch ich will dir, mit gleicher Unbefangenheit meine Bemerkungen mittheilen, die ich in der kurzen Zeit, da ich das Vergnügen hatte, deinen Umgang zu genießen, machen konnte. — Nun? liebes Jettchen! du bist nachdenkend geworden?

Jettchen. Ich leugne es nicht, aber eben das Nachdenken bringt mich dahin, dich noch dringender zu bitten, ganz aufrichtig gegen mich

mich zu seyn. Ja, wir wollen uns schreiben, komm, ich bin gewiß, unsere Eltern werden es uns mit Vergnügen erlauben.

Die Erlaubniß wurde ertheilt, es wurde von beyden Seiten das Versprechen auf's feyerlichste und herzlichste wiederholt, ganz aufrichtig gegen einander zu seyn, und die Verabredung getroffen: daß diejenige den Anfang mit Schreiben machen sollte, welche die erste Gelegenheit haben würde, einen Brief an ihre Freundin gelangen zu lassen. Diese Gelegenheit fand sich für Jettchen sogleich am zweiten Tage nach Fritzchens Abreise. Hier ist ihr erster Brief:

„O wie sehr danke ich dir, mein Fritzchen, „daß du einen Briefwechsel unter uns vor„schlugest! Nur zwey Tage lebe ich von dir „getrennt, und wie oft, ach! wie oft habe ich „dich schon vermißt! Wie froh bin ich, daß ich „doch wenigstens schriftlich mich mit dir unter„halten kann! Noch niemals fühlte ich das „Bedürfniß, mit dir zu sprechen, so dringend „als jetzt. Ja, liebes Fritzchen, du hast „nicht unrichtig bemerkt: ich bin nicht mehr „das frohe, immer heitere Jettchen, das du „sonst so herzlich liebtest. Doch du liebst sie

„ja noch, du hast mir ja so viele Beweise dei-
„ner zärtlichen Freundschaft, während deines
„leider! nur so kurzen Hierseyns gegeben,
„daß ich sehr unbillig denken müßte, wenn ich
„zweifeln wollte, du seyst nicht mehr dieselbe
„gegen mich, die du ehedem warst. Ich leugne
„es nicht, (wir wollten ja ganz offenherzig gegen
„einander seyn), — du bist mir oft sehr zu-
„rückhaltend vorgekommen. Oft schienst du
„mir etwas sagen zu wollen, — und als ob
„dir es erst einfiele, daß du nicht sprechen
„dürftest, schwiegst du dann und ändertest schnell
„den Gegenstand des Gesprächs. Allein ich
„kann dir das nicht als einen Fehler anrech-
„nen, du hast mir ja versprochen, nun ganz
„ohne Zurückhaltung mit mir zu reden. Du
„hattest auch wohl deine guten Ursachen, war-
„um du schwiegst. Liebe Freundin, komm
„meiner Schwachheit zu Hülfe, ich fühle, daß
„du recht thatest, und doch wage ich es nicht,
„mir es zu gestehen. Solltest du wirklich ge-
„fürchtet haben, ich möchte deine freundschaft-
„lichen Warnungen übel aufnehmen? Solltest
„du mich für unverbesserlich gehalten haben?
„Doch nein, du willst mir ja deine Bemerkun-
„gen über mich mittheilen. Ja, traue es
„deiner

„deiner Freundin zu, sie hat recht viel guten „Willen, besser zu werden — ach! vielleicht „fehlte es ihr nur an einer so lieben Freundin „wie du, mein Fritzchen, um manchen Fehler „nicht an sich zu haben! Sieh', wie ein einzi„ger Wink von dir mich so unruhig gemacht „hat! Vollende das gute Werk! Zeige mich mir „selbst, rathe mir, beruhige mich! Ist es „möglich, so bringe mir der zurückkehrende „Bote nicht nur die Versicherung von deiner „fortdauernden Liebe, sondern auch die Beweise „deiner Freundschaft mit, die du mir hier vor„enthalten mußtest und durch welche du auf „immer zur zärtlichsten Gegenliebe und zur „herzlichsten Dankbarkeit verpflichten wirst —

Deine H. J.

Der zurückkehrende Bote brachte Jettchen folgende Antwort:

„Nur die herzlichste, aufrichtigste Liebe zu „dir, mein gutes Jettchen, konnte mir den „Muth ertheilen, dir einen Briefwechsel vor„zuschlagen, wobey ich Gelegenheit fände, dich „auf dich selbst aufmerksam zu machen. Es „war mir unmöglich, dir, als ich die Freude „hatte, dich zu sehen, alles zu sagen, was ich

„empfand, da ich dich so unzufrieden mit dir „selbst, und vielleicht nicht ganz ohne dein „Verschulden, so sehr verkannt von allen an„dern sah. Du wünschest, daß ich ganz offen„herzig gegen dich sey; laß mich also jetzt ganz „als deine Freundin mit dir sprechen — „denke nicht daran, daß ich dich tadeln will; „denke nur, daß es mir Bedürfniß ist, daß „ich es für Pflicht halte, einer mir sehr un„glücklich scheinenden Freundin, deren traurige „Lage ich zu beobachten Gelegenheit hatte, die „Mittel mitzutheilen, durch die, wie ich glau„be, sie wieder zu ihrer vormaligen liebens„würdigen Heiterkeit und zu der Zufriedenheit „gelangen kann, an der es ihr jetzt so gänzlich „zu fehlen scheint. Du klagst, liebes Jett„chen, du habest keine Freundin unter allen „deinen Bekannten in deiner Vaterstadt, — „du sagest selbst, du seyst nicht mehr das hei„tere, frohe Mädchen, das du ehedem warst — „und ich habe dir schon gestanden, daß ich „dasselbe bemerkt habe! Woher das? — O „mein gutes Jettchen, es gehört viel dazu, „sich zu gestehen, daß man an seinem Unglück „selbst Schuld sey — wirst du stark genug „seyn, es deiner Freundin zu vergeben, wenn

„sie

„sie dir diese grausame harte Wahrheit sagt?
„Und doch muß sie — will sie anders den
„Namen deiner wahren Freundin verdienen.
„Erlaube mir, mein Jettchen, daß ich dir
„mit aller Freymüthigkeit mittheile, wie ich
„mir es denke, daß du in diese beklagens-
„werthe Lage gekommen bist.“

„Du warst einst ein so liebes, gutes Kind,
„daß es jedem, der dich sahe, unmöglich wur-
„de, dir nicht recht herzlich gut zu seyn, du
„warst überdieß ein sehr schönes Kind, dabey
„munter, aufgeweckt, und hattest immer die
„drollichsten Einfälle; deine gute Mutter —
„du warst ihre einzige Tochter, liebte dich un-
„aussprechlich — eine Folge davon war, daß
„sie dir nicht nur oft deine kleinen, damals
„nur kindischen Fehler, nachsah, sondern,
„daß sie dich auch, beynahe bis zur Verschwen-
„dung gut kleidete. Wer dich nur sahe, lobte
„dich, entweder weil er es wirklich so fand,
„oder auch wohl um deiner guter Mutter wil-
„len, bald wegen deiner muntern Einfälle,
„bald wegen deiner Schönheit, bald lobte man
„auch wohl nur deinen schönen Anzug. Da
„dieß sehr oft geschahe, so konnte es nicht feh-
„len, du fiengest an, dir auf alle diese Dinge

„etwas einzubilden, oder mit andern Worten:
„du wurdest ein wenig eitel. So, mein
„Jettchen, kannte ich dich schon, ehe ich noch
„von dir entfernt wurde. Wahrscheinlich hör-
„test du dich nun öfter loben, als andere Kin-
„der deines Alters — und du schlossest nun
„etwas voreilig, daß du doch wohl mehr
„Lob verdienen müßtest, als Andere, und dieß
„machte dich — ein wenig stolz, du fiengest
„an, dich für besser zu halten, als andere. Du
„erfuhrst in der Folge, daß deine Eltern reich
„und angesehen wären, bemerktest, daß man
„ihnen deshalb mit vorzüglicher Achtung begeg-
„ne — ja du wurdest auch wohl gewahr, daß
„man dich selbst, weil du die Tochter angesehe-
„ner Eltern warst, mehr achtete, als Andere
„deiner Gespielinnen und — dein Stolz
„nahm zu, du fiengest an, dich zu bereden, daß
„du andere, die deine eingebildeten Vorzüge
„nicht hätten, auch weniger artig behandeln
„könnest. Traf sich es nun, daß man in dei-
„ner Gegenwart ein Mädchen von deiner Be-
„kanntschaft vorzüglich lobte — so frage dich,
„ob du ihr immer volle Gerechtigkeit wieder-
„fahren liessest? O gewiß, mein gutes Jett-
„chen, gewiß fiel dir es oft schwer zuzugeben,
„daß

„daß dieses oder jenes Mädchen, auch schön,
„auch witzig, oder auch wohl nur gut oder ge=
„schmackvoll angezogen sey. Lobte man ein
„Mädchen, die du unter dir glaubtest, um
„anderer guter Eigenschaften willen, die du
„vielleicht nicht an dir fandest, so frage ich
„dich, ob du nicht oft geneigst warest, sie ihr
„abzusprechen, oder wenn du ihr gewisse gute
„Eigenschaften nicht ableugnen konntest, ob du
„nicht vielleicht andere Fehler an ihr aufzufin=
„den suchtest, die sie um ihr verdientes Lob
„bringen sollten? Sieh, gutes Jettchen, so
„habe ich dich wenigstens gefunden, als ich
„dich neulich sah! Du bist nicht nur eingebil=
„det auf manche zum Theil wahre, zum Theil
„auch nur scheinbare Vorzüge; du bist nicht
„nur stolz, du bist auch neidisch geworden.
„Soll ich dir sagen, bey welchen Gelegenhei=
„ten ich diesen, dich so sehr unzufrieden ma=
„chenden Fehler, an dir entdeckte? Nein! ich
„will dir nicht wehe thun, und du selbst wirst
„dich, nach dem, was ich dir jetzt gesagt
„habe, an mehrere Fälle erinnern, wo es
„mir leicht werden mußte, jene traurige Be=
„merkung zu machen."

„Sollte

„Sollte ich aber auch die Geschichte der „Entstehung der Fehler, welche ich an dir zu „finden glaube, nicht ganz richtig erzählt ha„ben — doch habe ich gute Ursache, zu ver„muthen, daß ich nicht sehr dabey irre, so „wirst du, wenn du aufrichtig genug gegen „dich selbst seyn willst, doch das nicht leugnen, „daß du jene Fehler wirklich an dir habest, „und giebst du das zu — so höre nun noch, „wie leicht es dann möglich war, daß du so „unzufrieden mit dir und andern, und so un„glücklich wurdest, unter allen deinen Bekann„ten, unter welchen es, nach meinem Urtheil, „einige sehr gute, liebenswürdige Mädchen „giebt, auch nicht eine Freundin zu finden, „oder dir zu erhalten.“

„Ein stolzes Mädchen entfernt alle gut und „vernünftig denkende Menschen von sich. Der „Gutdenkende findet sich durch Stolz, der im„mer mit einer Art Geringschätzung Anderer „verbunden ist, gekränkt; warum sollte er also „den Umgang einer Person suchen, die bey „jeder Gelegenheit sein feines Gefühl belei„digt? Der Vernünftigdenkende, der auch „wohl, nach meinem Begriff, den ich mit „diesem Worte verbinde, etwas bösartiges in

„seiner

„seiner Gemüthsart haben kann, fragt sich:
„worauf bildet sich dieses Mädchen etwas ein?
„Sie ist hübsch. — Recht gut — aber
„giebt es nicht außer ihr noch viel hübschere
„Mädchen? Sie ist die Tochter reicher und
„angesehener Eltern! — Auch gut! Allein
„wie kann sie darauf sich etwas einbilden?
„Trug sie etwas dazu bey, daß sie von diesen
„Eltern geboren wurde? Sie könnte eben so
„wohl die Tochter eines armen Tagelöhners
„seyn! Und ist sie so gewiß, daß ihre Eltern
„nie ein Unglück treffen, daß sie ihr Vermö-
„gen nie verliehren können? Sie hat mehr
„Geschwister, das Vermögen ihrer Eltern wird
„in mehrere Theile gehen und sie wird also
„nur einen Theil davon bekommen, mit dem
„sie einst eben keine so gar glänzende Rolle
„wird spielen können — zumahl wenn sie das
„Unglück haben sollte, ihren rechtschaffnen Va-
„ter bald zu verliehren. Und geschähe das,
„was doch nicht unmöglich ist, wie bald wür-
„de sie dann fühlen, daß man ihr nicht um
„ihrentwillen mit so viel Achtung begegne?
„Sie selbst verdient diese keineswegs — sie
„verdient nur Spott. Denn wie lächerlich
„macht sie sich durch ihre unbescheidenen An-
maßun-

„maßungen, und hat sie nicht noch andere „Fehler, die sie verächtlicher machen, als sie „wohl meint?“

„Glaubst du wohl, mein gutes Jettchen, „daß alles das, was ich dir bisher sagte, bloße „Vermuthungen sind? O dann irrst du sehr. „Wisse, daß ich mit mehr als einer Person „über dich sprach, daß ich, wie ich es für „Pflicht hielt, deine wärmste Vertheidigerin „wurde, aber nicht blos mit solchen, sondern „mit noch weit bitteren Anmerkungen über „dich, widerlegt wurde. Ich lernte daraus, „daß der Stolze auch dazu Veranlassung giebt, „daß man nun nicht blos seinen Stolz lächer„lich macht, sondern auch noch andere Fehler „an ihm aufsucht, die er wirklich nicht hat. „Und siehe, so ist dir's ergangen! und wird „dir ferner so gehen, wenn du diesen Fehler „an dir nicht zu verbessern suchst. Jeder dei„ner Schritte wird beobachtet, jedes deiner „Worte wird aufgefangen — und ach! wie „sehr zu deinem Nachtheil ausgelegt? Man „macht sich ein Vergnügen daraus, dir auch „das Uebelste nachzusagen, und jeden wi„der dich einzunehmen, der es nur wagte, „deine Vertheidigung zu übernehmen. —

„Wie

„Wie war es nun möglich, daß du eine „Freundin dir erhalten oder erwerben konn„test?“

„Doch laß mich weiter gehen; um dir nun „auch zu zeigen, wie dein Stolz und die Fol„gen desselben den nachtheiligsten Einfluß auf „deine Zufriedenheit und Gemüthsruhe haben „mußten. Du hieltest alle Mädchen deiner „Bekanntschaft entweder unter dir — weil „sie ärmer oder weil ihre Eltern geringern „Standes waren, — oder wenn sie auch „in dieser Rücksicht dir gleich waren, so glaub„test du doch, sie durch andere Vorzüge, durch „Schönheit, durch Verstand und einige erwor„bene Geschicklichkeiten, wie etwa Tanzen, „Musik und dergleichen, zu übertreffen. Du „glaubtest nun, sie müßten dir überall nach„stehen — und erfuhrest doch hin und wieder, „daß dieses und jenes ärmere, minder schöne, „weniger geschickte Mädchen dir vorgezogen „wurde. Du glaubtest ferner, alle diese Mäd„chen müßten deine Freundschaft suchen, und „sahest doch täglich, daß man dich nur mit „der kalten Achtung behandle, die man dir, „um deiner Eltern willen, schuldig zu seyn „glaubte. Du kamst in Gesellschaften, fan-

„dest

„dest deine jungen Bekannten in einem Kreise
„versammelt, sahest, wie sie so herzlich unter
„einander lachten und scherzten, du tratest
„hinzu, — und sogleich hörte der muntere
„Scherz auf, die Mädchen trennten sich, eine
„hieng sich dieser, die andere jener an den
„Arm, sie waren unter einander froh, und
„du — bliebst entweder allein, oder, wenn
„jemand um dich blieb, so geschahe es entwe-
„der aus Gutmüthigkeit, um dich nicht zu be-
„leidigen, oder aus andern Absichten, viel-
„leicht, — o mein Jettchen, ich bedaure dich,
„daß ich dir es sagen muß, — vielleicht, um
„sich über dich lustig zu machen, um neuen
„Stoff zu sammeln, bey Gelegenheit über dich
„lachen zu können! — Du mußtest diese Zu-
„rückhaltung bald fühlen, dieß und das Vor-
„ziehen anderer Mädchen — zum Beyspiel
„beym Tanz — mußte dich kränken, und
„nun durfte jemand mit dir über ein solches
„Mädchen, von der du dich vernachlässigt
„glaubtest, oder die dir vorgezogen wurde, spre-
„chen, so sage, was gieng da in dir vor?
„Ergriffst du nicht diese Gelegenheit, um ihr
„auch das bitterste nachzusagen? Dazu ge-
„wöhntest du dich allmählich, und durch öftere
„solche

„solche Kränkungen, die du erfuhrst, wurdest „du am Ende so bitter, daß du keinem Mäd„chen irgend ein Glück gönntest. Du wurdest „unzufrieden mit andern, und zuletzt auch mit „dir selbst. Denn wenn wir fühlen, daß wir „mit keinem Menschen zufrieden seyn können, „so fragt uns doch wohl zuweilen eine gewisse „innere Stimme: ob wir nicht selbst an unse„rer Lage Schuld sind? Wir wollen uns dieß „freylich nicht gestehen, aber wir erschweren „dadurch nur unsere Besserung und verlängern „die Dauer unsers unglücklichen Zustandes. — „Ich darf dir nicht sagen, wie unglücklich eine „solche neidische Gemüthsart uns macht. Der „Neid schadet nur uns allein, und lassen wir „unsere neidische Gesinnung laut werden, so „haben wir von andern nichts als Spott und „Verachtung zu erwarten. Ach! möchte das „nicht dein Loos seyn! Gutes Kind, ich liebe „dich so ganz als Freundin, daß ich nichts in„niger wünsche, als dich recht bald so froh und „glücklich zu sehen, als du es seyn kannst — „daher prüfe aufrichtig, was ich dir aus wah„rer Liebe sagte. Bedenke, daß Schönheit, „Reichthum, Verstand und die glänzendsten „Geschicklichkeiten ein Mädchen wahrlich noch

„nicht liebenswürdtg machen. Sey weniger „eingebildet auf deine Schönheit; laß es dir „weniger merken, daß du die Tochter reicher „und angesehener Eltern bist; dränge dich weniger hervor, wenn es darauf ankommt, irgend einen deiner Vorzüge zu zeigen, und „vor allen Dingen, laß auch andern Gerechtigkeit wiederfahren! Manches Mädchen hat „zwar nicht deine Vorzüge, aber kann sie nicht „andere haben, die sie wirklich liebenswürdig „machen? Du hattest so viele Gelegenheit, „dich zu bilden, wie so manche deiner Bekannten hatte diese nicht, und bildete sich selbst; „welche von Euch hat nun mehr Verdienst? „Wolle nur gut seyn, liebes Jettchen, wolle „dir nur die Liebe anderer erwerben und es „wird dir gelingen! Du weißt es ja — was „wir wünschen, daß Andere uns seyn sollen, „daß wir ihnen auch dasselbe seyn müssen. — „Ich darf den Boten nicht länger aufhalten, „auch ist das, was ich dir heute, ich hoffe, du „bist davon überzeugt, aus der besten Meinung sagte, genug, um dich aufmerksam auf „dich selbst zu machen. Deine Pflicht ist es „nun, willst du anders deine ehemalige Zufriedenheit und Heiterkeit wieder erlangen, die

„dir

dir gegebenen Winke, zu benutzen. O wie „glücklich wollte ich mich schätzen, wenn du „bald, recht bald durch dein eigenes Gefühl „gedrungen würdest, deiner Freundin, mit „eben der Herzlichkeit, für Ihre Freymüthigkeit zu danken, mit der sie dich Ihrer immerwährenden Liebe versichert. rc.“

Jettchen war allein, als ihr dieser Brief von ihrer Freundin übergeben wurde. Sie erbrach ihn hastig, sie erwartete einen ganz andern Inhalt. Ein langer Kampf erfolgte, als sie ihn nun, nach öftern Unterbrechungen, und nachdem sie ihn mehreremahle voll Unwillen hingeworfen hatte, um ihn nicht wieder anzusehen, bis zu Ende gelesen. Jetzt machte sie ihrer armen Freundin die bittersten Vorwürfe über ihre, wie sie meinte, boshaften Bemerkungen; jetzt drang ihr wieder die Wahrheit ans Herz. Sie fühlte, Fritzchen habe im Ganzen doch wohl nicht Unrecht — aber daß sie hier, so lange sie bey ihr war, gar nichts geäußert hatte, daß sie immer so zuvorkommend gefällig gegen sie gewesen war und jetzt — Thränen unterbrachen ihr Selbstgespräch. Sie nahm den Brief auf's Neue

vor und je mehr und öfter sie darin las, desto mehr legte sich ihr Unwille gegen ihre Freundin. Sie sagte sich es nun selbst: daß sie doch wohl aus keiner andern Ursache so unzufrieden sey, als weil sie sich vom Neid beherrschen lasse! — und die größte Wehmuth über ihre unglückliche Lage bemächtigte sich ihrer so sehr, daß sie den ganzen Tag über nur weinen konnte. Dieß tiefe Gefühl selbst verschuldeter Leiden machte sie sanfter, als gewöhnlich. Ihr Geschwister, anstatt wie sonst, ihr auszuweichen, nahten sich ihr, und gaben sich Mühe, sie zu beruhigen. — Sie wieß sie nicht, wie gewöhnlich, mit Bitterkeit zurück, denn es that ihr wohl, daß sie Liebe zu ihr zeigten. — Wenn du immer gut bist, dachte sie sich jetzt, so wirst du dir auch die Liebe Anderer erwerben! — Ja! ich will es, ich begreife es jetzt, wie leicht ich durch mein Betragen alle, die mich durch ihre Liebe hätten glücklich machen können, von mir scheuchen konnte! Sie dachte an mehrere ihrer Bekannten, gestand sich, daß sie ihnen Unrecht gethan habe, daß sie wirklich liebenswürdiger seyn, als sie selbst.

Die Nacht über und den folgenden Tag reifte ihr Entschluß, die Winke ihrer Freundin genau zu befolgen. Ungefähr ein halbes Jahr darauf schrieb sie an Fritzchen folgenden Brief:

„Was wirst du bey meinem langen Still„schweigen gedacht haben, mein Fritzchen? „Wohl mir! daß ich dir jetzt mit dem dank„barsten Herzen für deine liebevolle, freund„schaftliche Warnung gestehen kann, was du „vielleicht nur unter Vorwürfen von mir zu „hören fürchten mußtest! Dein Brief, o wie „so ganz anders beurtheile ich ihn jetzt, hätte „mich beynahe gegen dich aufgebracht. Wie „konnte es anders seyn? Das eitele stolze „Mädchen fühlte sich so sehr gedemüthigt! „Ach, wie unglücklich wär ich noch, hätte „ich den ersten Eindrücken nachgegeben! Doch „du hattest dich meinem Herzen zu werth ge„macht, ich las ihn öfter, und allmählich fiel „der Schleyer von meinen Augen — ich er„kannte mich in dem Bilde, das deine Hand „nur noch allzu schwach gezeichnet hatte. — „Dein gutes Herz erlaubte dir nicht, mich „ganz so zu schildern, wie du mich gefunden

 „haben

„haben mußtest. O daß ich dir sagen könnte, „wie sehr ich dich liebe, wie so innig ich wün- „sche, dir meine herzlichste Dankbarkeit zu- „sichern zu können! Sie wird ewig dauern; „denn dir verdanke ichs, daß ich jetzt schon „in der Liebe meiner Eltern, Geschwister und „Freunde, mich so sehr glücklich sehe. O wie „unglücklich war ich, wie unglücklich ist jeder, „der so gesinnt ist, wie ich es war! Ich wer- „de die Freude haben, dich, vielleicht in wenig „Tagen, zu sehn — ich hätte meinen innig- „sten Dank, den ich dir mit so vielem Rechte „schuldig bin, dir mündlich bringen können — „aber es war mir unmöglich, länger eine so „große Schuldnerin zu bleiben. — Du muß- „test vorher wissen, ob du Ursache hättest, dich „auf die Ankunft deiner Freundin zu freuen; — „denn der Bote, welcher diesen Brief über- „bringt, meldet zugleich deinen Eltern die An- „kunft der Meinigen. — Wie freue ich mich, „dir mein jetziges Glück zu erzählen! Freilich „hat es manchen Kampf gekostet, aber welches „wahre Glück läßt sich ohne Mühe erringen! „Schon sehr zufrieden mit mir war ich, als „ich es so weit gebracht hatte, manche hämi- „sche Bemerkung über Andere nicht laut wer-

„den

„den zu lassen. Ach! nur allzuoft verfiel ich „wieder in meine traurige Laune zurück! „Schwer wurde es mir, sehr schwer, Andern, „die ich weit übersehen zu können glaubte, auch „etwas Gutes zuzutrauen. Ihnen etwas Gu„tes nachzusagen blieb mir lange unmöglich! „Ich hoffe jetzt so weit zu seyn, daß ich An„derer Glück und Vorzüge nicht nur gern an„erkenne, nicht nur gern davon sprechen höre; „ich fühle auch ein Vergnügen, wenn ich selbst „Vorzüge an Andern bemerkbar machen „kann! — Ohne dich was wäre ich geblieben, „was vielleicht geworden! Doch von allen die„sen Dingen und von einem lieben guten Mäd„chen, deren Freundschaft ich mir erworben „habe, die du zugleich mit der Deinigen er„freuest — mündlich viel, viel mehr! Bis „dahin — noch nie sahe ich einer Zeit mit „so großer Ungeduld entgegen — nur noch die „Versicherung, die ich dir jeden Augenblick mit „demselben herzlichen Gefühl wiederholen möch„te, daß ich mich überaus glücklich schätze, „mich nennen zu können: Deine ewig dank„bare Freundin. ꝛc.“

Glücklich seyd Ihr, liebe Kinder, die Ihr diesen Fehler an Euch entdeckt, wenn ihr ähn-

lichen Warnungen folget; doppelt glücklich wenn Ihr solcher nicht bedürfet!

Was deines Amts nicht ist, laß deinen Vorwitz!

Oft genug hatte man Karln dieß alte, gute Sprüchwort zugerufen, wenn er sich in Dinge mischte, die er nicht verstand, aber immer vergeblich. Er gehörte zu der Zahl der jungen unbesonnenen Leute, die nur durch eignen oft großen Schaden klug werden wollen. Gewöhnlich sind dieser Art Kinder für ihr Alter klug genug, und eben, weil man sie vielleicht wegen ihrer Klugheit lobte, oder weil sie selbst fühlen, daß sie mehr wissen, als andere Kinder ihres Alters, oder auch, weil sie die Thorheit mancher erwachsenen Personen begreifen, meinen sie nun, sie könnten alles beurtheilen, über alles mitsprechen, und alles angreifen, was ihnen nur vorkommt. Sie bedenken aber nicht, daß ein kluges Kind noch bey weitem nicht ein verständiger Mensch sey; was man doch nur durch vielen Fleiß, durch ununterbrochene Aufmerksamkeit auf eine lange

Reihe

Reihe vielfacher Erfahrungen, und durch mancherley Uebungen werden kann. Wenigstens trafen diese Umstände alle pünktlich bey unserm Karl zu.

Er war unter seinem Geschwister der älteste Sohn, hatte einen sehr guten Kopf, und ließ nicht leicht eine Gelegenheit unbenutzt, wo er etwas Gutes lernen konnte. Er wurde deshalb von seinen Eltern und Lehrer oft gelobt, damit er zu fernerm Fleiß aufgemuntert würde; und kamen Fremde in das Haus seiner Eltern, die seine Geschicklichkeiten bemerkten, so hörte er sich auch nicht selten von diesen in noch stärkern Ausdrücken loben. Da er dieß, wie alle Kinder, gern hörte, so suchte er nun freylich oft sein kleines Wissen jedem, wer ihm nur sein Ohr leihen wollte, aufzudringen. Ich fand ihn einst, — seine Eltern wohnten auf dem Lande — wie er einigen Landleuten beweisen wollte, daß sie sich unrichtig ausdrückten, wenn sie gemeiniglich sagten: die Sonne gehe auf, oder die Sonne gehe unter! Die guten Leute, welche von dem Kopernikanischen System in ihrem Leben nichts gehört hatten, machten große Augen, als sie den kleinen Gelehrten so sprechen hörten. Sie begriffen ihn

 nicht

nicht sogleich, und er sagte im Weggehen zu mir: das sind doch recht einfältige Leute; auch eine so leichte Sache können sie nicht begreifen! Wiewohl ich ihm nun deutlich zu machen suchte, daß diese guten Leute darum noch nicht verdienten, einfältig genennt zu werden, weil sie gewisse Sachen nicht wüßten, deren Kenntniß ihnen im Grunde wenig nutze, so setzte sich doch, nachdem er zumahl mehrere Erfahrungen gemacht hatte, daß sie in manchen Stücken sehr unwissend wären, ein sehr ungünstiges Vorurtheil wider diese gute Menschen bey ihm fest. Er glaubte, alle Landleute wären einfältige Menschen, die kaum einer vernünftigen Belehrung fähig wären. Dieß Urtheil war sehr unverständig und mußte also, wie jedes Vorurtheil, ihm bald nachtheilig werden. Weil er sich für weit klüger hielt als sie, so wollte er sie oft in Dingen meistern, die ihm ganz fremd waren, und in welche diese von ihm verachteten Leute weit bessere Einsichten hatten, als er. Er wurde daher nicht selten von ihnen verlacht. Doch das kümmerte ihn nicht, er blieb bey seiner Meynung und dachte in solchen Fällen: die Leute sind zu einfältig, sie verstehen dich nicht.

So wie er hier handelte, so handelte er auch gegen seine Geschwister und gegen Bekannte und Unbekannte. Er widersprach und tadelte unaufhörlich, wollte alles besser wissen, und begieng doch selbst häufig die größten Fehler. Wagte es dann jemand, ihn auf sich selbst aufmerksam zu machen, so wußte er sich jederzeit mit tausenderley Ausflüchten zu entschuldigen. Daß er sich durch ein solches Betragen nicht sonderlich beliebt gemacht haben werde, könnt Ihr Euch leicht denken. Man wich ihm aus, so lange man konnte; der Verständige hatte Mitleid mit ihm und schwieg, wenn ihm der kleine überkluge Knabe widersprach; seine Geschwister, alle jünger, als er, mußten sich es freylich gefallen lassen, wenn er über jede Kleinigkeit ihnen Verweise gab, wenn er auch die weiblichen Arbeiten seiner Schwestern tadelte; allein konnten sie ihn wohl unter solchen Umständen sehr lieben? Die Bedienten im Hause, die ihn kannten, machten sich oft auf seine Unkosten lustig; fragten ihn bald über dieß, bald über jenes, bloß um über seine Antworten lachen zu können. Die Köchin fragte ihn einst: ob die Semmelmilch, die er zum Abendbrod gegessen hatte, gesalzen genug gewe-

sen wäre? Es entstand ein großes Gelächter, als er ihre Frage bejahete. So war er das Gespött der Dienstleute!

Im Frühjahr, als man zur sogenannten Sommersaat ackerte, war er eines Vormittags auf dem Felde. Er sahe einen Knecht pflügen, fragte ihn über die Handgriffe bey der Regierung der Ochsen, die vor den Pflug gegespannt waren und über das Halten des Pfluges. Der Knecht beantwortete ihm seine Fragen so gut er nur konnte und Karl war mit seinen Antworten zufrieden. So weit wäre alles gut und sogar löblich. Allein, nun wollte er auch sogleich versuchen, ob er nicht selbst den Pflug regieren könne. Der Knecht wies ihn zurück, und zwar aus dem Grunde, weil die Ochsen wild wären, und wenn er sie ungeschickt antriebe, leicht am Pfluge etwas zerbrochen werden könne. Karl wollte sich nicht abweisen lassen, und fieng an, dem Knecht merken zu lassen, daß er ihm doch wohl mehr Verstand zutrauen müsse, als sich selbst. Der Knecht war gutmüthig genug, ihm auch das hingehen zu lassen; sagte ihm aber, daß er wenigstens nicht stark genug wäre, die Ochsen anzuhalten oder gehörig zu lenken. Ihr kennt Karln —

nichts

nichts wäre ihm, nach seiner Einbildung schimpflicher gewesen, als sich von einem Knechte widerlegen oder auf eine andere Meynung bringen zu lassen; er bestand daher darauf und der Knecht würde ihm vielleicht nachgegeben haben, wenn es nicht sogleich eilf Uhr geschlagen hätte, wo er, wie es der Landmann nennt, Mittag machen und die Ochsen nach Hause führen mußte. Karl wollte nun durchaus die Ochsen ausspannen und wenigstens ein Stück Weges führen, um dem Knechte zu zeigen, daß er wohl im Stande sey, ein Paar Ochsen zu regieren. Der Knecht mochte ihm dagegen vorstellen, was er nur immer konnte, es half nichts, er mußte ihm die Lenkseile in die Hand geben — und nun trieb er fort. Laß Er sie nicht zu geschwind laufen, rief ihm der Knecht zu. Karl wollte sie anhalten, aber indem er die Seile schnell anzog, schlug er die Ochsen damit auf die Köpfe. Sie wurden dadurch noch mehr angetrieben; Karl zog noch schärfer an, die Ochsen liefen immer stärker; bald glitten ihm die scharf einschneidenden Seile aus den Händen, da umwickelte er sich die rechte Hand mit den Seilen, wollte nun aus allen Kräften zurückhalten, aber zu schwach die

eilenden Ochsen zu halten, wurde er vielmehr nun von ihnen fortgezogen. Nun wurde er böse, wollte ein Stück Erde aufheben, um damit auf die Flüchtigen zu werfen, schrie dem Knechte, der langsam hinter ihm her kam, zu, ihm die Peitsche zu geben — er sahe sich dabey um, fiel, die Ochsen mochten durch sein Schreyen noch wilder gemacht seyn, sie liefen noch stärker, und schleppten den unglücklichen Karl, der das Seil nicht von der Hand loswickeln konnte, gegen hundert Schritte fort — denn jetzt erst hatte sich das Seil selbst losgewickelt — aber Karls Hand — war fürchterlich zugerichtet, so wie sein Gesicht und beyde Knie. Die Hand war fast ausgerissen und über und über von der Haut entblößt. Unter den unausstehlichsten Schmerzen hob ihn der der Knecht, der herzugesprungen war, auf und trug ihn fast halb todt nach Hause. Die Ochsen waren indeß allein ihren gewohnten Weg, in den Hof des Bauers gelaufen, dem sie zugehörten. —

Ist ein solcher junger Mensch nicht recht sehr zu beklagen, der sich auf eine so muthwillige Art, aus Rechthaberey, und weil er sich in Dinge mischt, die nicht seines Amtes sind, um

seine

seine Gesundheit bringt? Den Kummer abgerechnet, den er dadurch seinen Eltern verursachte, hat Karl noch jetzt eine steife Hand, die ihn zu vielen Verrichtungen ganz untauglich macht. Zu wünschen ist, daß er durch diese traurige Erfahrung für die Zukunft vorsichtiger gemacht, des Sprüchworts mehr eingedenk seyn möge: was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz.

Wer sich verzärtelt, Kinder, der entbehrt
Die schönsten Freuden dieses Lebens!
Da jedes Leidens Anblick ihn beschwert,
flehn Leidende um Hülfe ihn vergebens.
Er kennt der Menschenliebe Pflicht,
wünscht sie zu üben, ach! und kann es nicht!

Nie sah ich den Unterschied zwischen einem verzärtelten und einem zu allen Beschwerden des Lebens abgehärteten Menschen deutlicher, und nie wurden mir die nachtheiligen Folgen der Verzärtelung und die heilsamen der Abhärtung anschaulicher, als an dem Beyspiel zweyer sich ganz unähnlicher Geschwister, Adolphs und Nantchens. Nie sah ich einen gesündern, blühendern, thätigern Knaben, als

Adolph, nie ein schwächlicheres, siecheres, bey irgend einem Geschäft weniger ausdauernderes furchtsameres Mädchen, als Nantchen. Jede Witterung ist Adolphen gleich, sey es kalt oder heiß, feucht oder trocken, stürmisch oder ruhig, regne oder schneye es; — nichts hält ihn ab, täglich, wenigstens ein Stündchen lang, sich in freyer Luft zu bewegen, und wird es von ihm gefodert, so ist auch Tag und Nacht ihm gleich — er ist immer bereit, zu jeder Zeit, den weitesten Weg zu machen, oder sonst ein Geschäft zu verrichten, das nur in freyer Luft verrichtet werden kann. Doch das haben auch wohl mehrere gesunde Kinder mit ihm gemein — allein, sein ausdauernder Fleiß bey jeder Arbeit, seine Beharrlichkeit, sein Eifer, alles so gut zu machen, als ihm nur immer möglich ist, und nie etwas unvollendet liegen zu lassen; sein Muth und seine Entschlossenheit, kleine ihm, oder denen, die er liebt, drohende Gefahren abzuwenden; seine Furchtlosigkeit, seine Thätigkeit, wenn es darauf ankommt, Kranken und Leidenden beyzuspringen, diese Eigenschaften hat er gewiß vor vielen Knaben seines Alters — er ist jetzt vierzehn und seine Schwester funfzehn Jahr alt, voraus.

Ich

Ich könnte eine große Anzahl Beyspiele anführen, wo er sich überall so zeigte, wie ich ihn so eben geschildert habe; allein mir liegt jetzt daran, besonders den großen Fehler Euch anschaulich zu machen, den Kinder begehen, wenn sie sich verzärteln oder verzärteln lassen, und dazu kann mir das Beyspiel seiner unglücklichen Schwester dienen. Oder zweifelt Ihr noch daran, daß ein verzärtelter Mensch ein sehr unglücklicher Mensch ist? — So leset das Folgende, und urtheilt dann!

Nantchen war in ihrem sechsten Jahre nichts weniger als ein schwächliches Kind. Sie zeichnete sich vielmehr in diesem Alter durch Munterkeit und Lebhaftigkeit vor ihrem Bruder aus. Nur liebte sie schon damals die Bequemlichkeit sehr, die allmählig bey ihr in Trägheit ausartete, und die erste Ursache zu ihrer nachmahligen Verzärtelung wurde. Schon damals suchte sie alle Beschäftigungen von sich abzulehnen, die ihr nur etwas mühsam schienen, und dahin gehörte auch das eigne Ankleiden. Sie schlief gern lange und mußte sie endlich aufstehen, so geschahe dieß doch mit der größten Bequemlichkeit. Ihr Mädchen mußte ihr, wenn sie noch im Bette war, die

Strümpfe anziehen, und sie in der bequemsten Lage so weit ankleiden, als es nur immer die Umstände zuließen. Mit dem Auskleiden des Abends gieng es fast eben so. Sie nehte, strickte, verrichtete andere weibliche leichte Arbeiten und besuchte auch die Lehrstunden, welche sie mit ihrem Bruder gemein hatte, gern, weil sie dabey sitzen konnte. Sollte sie aber irgend ein anderes Geschäft, im Hause oder in der Küche, verrichten, so wußte sie immer so gute Entschuldigungen zu finden, daß sie davon befreyt blieb.

Und doch sagte ich vorhin, sie sey munter und lebhaft gewesen? Das kann recht wohl bey einander bestehen. Gebt nur auf manche Kinder um und neben Euch Acht, ob sie nicht recht sehr munter und aufgeweckt sind — wenn sie sich durch ein Spiel, oder in Gesellschaft anderer Kinder belustigen, kurz wenn es ihr Vergnügen gilt; und ob nicht dieselben Kinder, zu allem, was nur Arbeit heißt, oft sehr verdrossen sind. Und dieß war eben Nantchens Fall. Niemand war heiterer und froher als sie, wenn sie sich irgend einem Vergnügen überlassen konnte; niemand hingegen wurde auch unmuthiger und unfreundlicher,

als

als Nanntchen, wenn es ihr nicht gelungen war, sich durch ihre gewöhnlichen Ausflüchte, einer ihr misfälligen Arbeit zu entziehen. War sie nun verrichtet, dann klagte sie über Ermüdung, über Arme und Füsse, und ihre gute nachsichtige Mutter erlaubte ihr dann, sich nach ihrem eignen Gefallen zu erholen. Dann mochte Bruder Adolph ihr ein noch so lustiges Spiel verschlagen, oder sie zu einem noch so schönen Spaziergange auffordern; die Ruhe war ihr lieber. Sie setzte sich auf einen bequemen Stuhl, nahm, weil ihre Mutter es gern sahe, wenn sie auch bey ihren Erholungen nicht ganz unbeschäftigt war, den Strickstrumpf oder auch wohl ein Buch in die Hand, und schlief nicht selten dabey sanft ein. War sie allein, so war ihr die bequemste Lage immer die liebste, und wo ruht sich's bequemer als auf einem weichen Canapee, oder auf dem Bettchen! Da verschlief sie dann auch manches schöne Stündchen, indeß ihr Bruder sich gewöhnlich in der freyen Luft tummelte.

Nichts ist unserer Gesundheit nachtheiliger, als allzulanger Schlaf und zu viel Ruhe, beides erschlafft, und macht uns weichlich. Erinnert Euch nur an solche Tage, wenn ihr

einmal ungewöhnlich lange geschlafen hattet, ob ihr nicht dann, wenn ihr nun aufgestanden waret, Euch zu Allem weit untüchtiger fühltet, als sonst, ob Euch nicht jedes rauhe Lüftchen unbehaglich dünkte, ob Ihr dann nicht den ganzen darauf folgenden Tag müde, mürrisch und unaufgelegt waret, irgend etwas zu thun, wozu eine besondere Thätigkeit erfordert wurde. Die Sache geht ganz natürlich zu. Wir dünsten im Schlafe, zumahl in warmen und das Blut erhitzenden Federbetten, mehr aus, als am Tage; wer nun länger schläft, als er seinem Alter und seinen Kräften nach sollte, der verliehrt nothwendig, durch die allzulange unterhaltene starke Ausdünstung, von seinen Kräften, und erschöpft sich, indem er ruhet, fast mehr, als durch die strengste Arbeit in den heißen Sommertagen. Wer zu lange ausdünstet, dessen Schweißlöcher werden schlaff, sie verliehren ihre Kraft, sich, wie bey einem gesunden Menschen, gehörig zu öfnen und zu schließen. Nach jedem Schlafe fühlen wir uns erwärmt, dann sind die Schweißlöcher geöfnet; wer nun zu lange schläft, und sich dadurch entkräftet, auf den muß auch jedes rauhe Lüftchen einen unangenehmen Eindruck machen,

der

der muß sich ermüdet und verdrossen fühlen. Wer nun sich täglich dieser Unart erlaubt und wohl auch am Tage, wenn er sich träge fühlt, durch Ruhe sich erholen will, der muß nothwendig täglich schlaffer und träger werden. Und ihr wißt schon, daß Nantchen so zu thun pflegte; es war daher kein Wunder, wenn sie täglich weichlicher wurde, und nach Verlauf einiger Zeit sich so sehr verzärtelte, daß ihr nur selten eine Witterung angenehm genug war, um bey derselben sich einen kurzen Spaziergang zu erlauben. Bald war es ihr zu heiß und sie fürchtete zu sehr zu schwitzen; bald war die Luft zu rauh oder zu feucht, und sie fürchtete den Schnupfen zu bekommen; bald war es zu naß auf dem Wege, wenn es geregnet oder geschneyet hatte, und sie glaubte den Husten oder eine Erkältung sich zuzuziehen, wenn sie die Stube verließe. — Haltet Ihr nun wohl eine junge Person für glücklich, die sich so verwöhnt hat, daß sie jedes Vergnügen, was nur im Freyen genossen werden kann, sich versagen muß? Fraget Euch nur, wie schwer es Euch ankommen würde, wenn Ihr gezwungen wäret, alle Eure Lieblingsspiele und Zeitvertreibe, das ganze Jahr

hindurch, in Euren, wenn auch noch so schönen und geräumigen Zimmern, vorzunehmen!

Doch dieß war nicht der einzige Nachtheil, welchen Nantchen sich durch ihre Verzärtelung zuzog. Ein schwächlicher Mensch, und das ist der Verzärtelte immer, ist für jedes auch noch so kleine Leiden, für jeden unbedeutenden Schmerz weit empfindlicher, als ein anderer, der sich nicht so verwöhnte. Wobey ein anderer noch lacht, da klagt der Weichling schon; was einem andern zwar schmerzt, aber doch bey weiten noch nicht zu Klagen bringt, das ist dem Verzärtelten ein unausstehliches Leiden, wobey er nicht aufhört zu jammern und zu winseln. Ein Schnitt in einen Finger, ein unvorhergesehener Stoß, preßt ihm laute Klagen ab, ja je nachdem er schon sehr verwöhnt ist, kann er wohl darüber weinen. Ich sah Nantchen einer Ohnmacht nahe, als sie sich einst bey Tische mit dem Messer ein wenig in die Hand schnitt. Es blutet, es blutet, schrie sie, so ängstlich, daß ich wer weiß welches Unglück vermuthete und sie herzlich bedauerte; als ich die wahre Ursache ihres kläglichen Geschreys erfuhr und sie nun deshalb vom Tische

auf-

aufstand, um sich die gefährliche Wunde verbinden zu lassen. Ich wünsche nicht um solche Personen zu seyn, wenn sie jemals von einer wirklich schmerzhaften Krankheit befallen werden sollten. Wer würde auch bey ihnen aushalten können?

Schlimm genug ist es, wer allzuempfindlich ist, bey eignen, kleinen Leiden, aber doppelt schlimm, wer nicht im Stande ist, Andere leiden zu sehen! — Und, gute Kinder, das ist dem Verzärtelten schlechterdings unmöglich. Lernt es an Nantchens Beyspiel. Sie ist, wie alle schwächliche Zärtlinge, außerordentlich weichherzig, blos die Erzählung von irgend einem, einem Menschen oder Thiere zugefügten Schaden, kann sie bis zu Thränen bringen; sie gäbe das Herz aus dem Leibe, wie man sagt, um einen Leidenden von seinem Schmerz zu befreyn, oder ihm sein Schicksal zu erleichtern; allein, sie würde lieber selbst die empfindlichste Strafe erdulden, ehe man sie vermöchte, einen Leidenden oder Kranken zu sehen, und wäre ihr auch die leidende Person noch so lieb. Ein Bettler darf vor ihrer Thüre nur ein wenig kläglich thun, sogleich eilt sie so fern als möglich, um den Klageton seiner Stimme nicht

mehr zu hören; sie giebt was sie hat, um ihn nur recht schnell zu entfernen. — Sie giebt, was sie hat, sagte ich? Nein doch! sie selbst hat den Muth nicht, sie läßt es ihm reichen!

Eine alte Magd, die sie als Kind gewartet hatte, wurde sehr krank; sie glaubte nicht von dem Krankenlager wieder aufzustehen, auch gab der Arzt wenig Hofnung dazu. Die alte treue Dienerin hatte Nantchen so lieb, und Nantchen selbst liebte sie sehr. Ach! seufzte sie eines Tages, als ihr Adolph, der sie fleissig besuchte, einen Löffel mit Arzeney reichte, — ach! was habe ich doch Mamsell Nantchen gethan? Sie weiß ja, wie sehr ich sie lieb habe, und da liege ich nun schon so lange Zeit, und sie hat nicht ein einzigesmal nach mir gefragt, was ich mache. Ach! — fuhr sie fort, indem sie sich, mit der umgewendeten Hand, die Thränen abtrocknete, ach! sie hat mich wohl schon ganz vergessen! — Nein! gute Marie! (so hieß sie) versetzte ihr Adolph, sie hat dich gewiß nicht vergessen; du weißt ja auch, daß sie dich sehr lieb hat, sie hat auch sehr oft nach dir gefragt und fragt mich gewiß wieder, wenn sie mich jetzt wieder sieht; aber — du weißt doch auch, daß sie nicht

gern

gern um Kranke ist, vergieb ihr das immer! Ich will es ihr sagen, sobald ich sie sehe, daß du sie zu sehen wünschest, und ich bin gewiß, sie wird dich dann besuchen. — Ach! das thun Sie doch, liebes Adolphchen, ja bitten Sie sie, — nur ein einzigesmal möcht' ich sie noch sehen, ach! dann will ich ja gern sterben, du lieber Gott! — Thränen erstickten ihre Stimme, und Adolph wurde selbst so innig gerührt, daß er sich entfernen mußte, um die arme Marie, durch seine Thränen, nicht noch weichherziger zu machen.

Adolph suchte seine Schwester auf, er fand sie allein auf ihrer Stube. Sie bemerkte, als sie ihn erblickte, daß er geweint habe, und sogleich traten auch ihr die Thränen in die Augen; sie hatte nicht das Herz, ihn zu fragen, was ihm begegnet sey. Er trat vor sie hin, nahm eine ihrer Hände: willst du mir einen recht großen Gefallen thun, liebes Nantchen? fragte er sie mit gebrochner Stimme.

Nantchen. (ihn schüchtern ansehend) Was soll ich dir thun, lieber Adolph?

Adolph. Versprich mir, daß du mir meine Bitte nicht abschlagen willst.

Nantchen. (ängstlich) Nein, gewiß nicht! Rede nur, ich bitte dich, du weinst, — recht gern, ja gewiß, ich will recht gern alles thun, lieber Adolph, nur Eins nicht!

Adolph. (bittend) Liebes Nantchen! — Weißt du schon, warum ich dich bitten will?

Nantchen. Nein, ich weiß es nicht, aber ich vermuthe nur — du bist so traurig!

Adolph. Ich war bey unsrer guten Marie. — Sie weinte, weil sie glaubt, du habest sie nicht mehr lieb.

Nantchen. (stärker weinend) Ich hätte sie nicht lieb? Hast du ihr nicht gesagt, wie sehr ich sie beklage? Ich hätte sie nicht mehr lieb! —

Adolph. Ich habe ihr freylich gesagt, daß sie sich irre; aber sie glaubt mir darum nicht, weil du sie, während ihrer langen Krankheit, auch nicht ein einzigesmal besucht hast.

Nantchen. Sie weiß aber ja, daß es mir unmöglich ist! —

Adolph. Unmöglich, nein, liebes Nantchen, unmöglich ist dir's nicht, allein du bildest dir es ein. O, wenn du sie gesehen hättest, wie sie die Hände rang, wenn du ihre zitternde Stimme gehört hättest, mit der sie

mich bat, dich zu ihr zu bringen, wenn du dann wieder wahrgenommen hättest, wie innig sie sich freute, als ich ihr versprach, daß ich dich bitten wollte, und daß du sie gewiß besuchen würdest! Nantchen, du würdest gewiß gefühlt haben, es sey unmöglich, eine solche Bitte abzuschlagen!

Nantchen. (heftig weinend) O du marterst mich unaussprechlich. Lieber Adolph, ich kann nicht; höre auf davon zu sprechen, wenn du mich liebst! Ich kann es nicht länger aushalten.

Adolph. Du willst also die arme Marie nicht noch einmal sehen; willst du ihr die letzte Bitte abschlagen, die sie vielleicht in ihrem Leben an dich thun wird. — Nein, so undankbar bist du nicht! du wirst dich noch überwinden, du weißt es, was wir ihr schuldig sind; sie hat uns fast allein groß gezogen; wie viel schlaflose Nächte, wie viel Sorge und Mühe haben wir ihr verursacht; sie hätte das Leben für uns gelassen, wenn sie uns dadurch aus einer Gefahr retten, oder sonst hätte glücklich machen können! du weißt das so gut, als ich. Sie wünscht dich nun noch einmal vor ihrem Ende zu sehen, blos weil sie dich so sehr lieb hat —

und du wolltest dich nicht überwinden, wolltest ihr die letzte Freude, den letzten Trost auf ihrem Sterbebette versagen? Nein das kannst du nicht; komm, liebes Nantchen! — (Er wollte sie wieder bey der Hand fassen, da warf sie sich ihm schluchzend an den Hals). Du willst also? fuhr er fort.

Nantchen. (schmerzhaft) Nein! nein! es ist mir unmöglich, ich kann sie nicht sehen, ich würde kränker werden, als sie selbst ist, ich würde sterben.

Adolph. Guter Gott! wie unglücklich bist du, wenn du nicht so viel Gewalt über dich hast, einen Leidenden, ohne Entsetzen, zu sehen. Bedenke doch nur, wenn uns das Unglück träfe, daß unsre gute Mutter krank werden sollte, was würde dann aus dir werden — würdest du auch diese nicht sehen können? Würdest du es ertragen können, daß fremde Hände ihrer warteten und pflegten, daß du, ihre einzige Tochter, vor der sie nun, für ihre ganze mütterliche Liebe, die sorgsamste Wartung und Pflege mit Recht hoffen könnte, daß du dich ihrem Krankenlager entzögest, und sie bezahlten Wärterinnen überließest? Ja — würdest du auch, wenn Gott sie von uns nehmen

men sollte, Schwester, würdest du ihren Seegen, ihren letzten Seegen, aus leerer Einbildung, nicht empfangen wollen?

Nantchen. (schluchzend) O lieber Bruder, höre auf, höre um Gotteswillen auf! Erinnere mich nicht an solche fürchterliche Möglichkeiten.

Adolph. Wenn willst du aber etwas der Art ertragen lernen? Liebes Nantchen, ich bitte, ich beschwöre dich, bey meiner herzlichen Liebe zu dir, fasse dir ein Herz und komm mit mir. Du wirst freylich bey dem Anblick der guten Marie sehr leiden, ich kann mir's denken, aber du bist es ihr schuldig, du wirst es überstehen, und dann vielleicht auf immer überzeugt seyn, daß es dir wenigstens nicht unmöglich ist, Kranke oder wohl gar Sterbende zu sehen. Komm, liebes Nantchen, folge mir zu deiner guten Marie, die dich so gern noch einmal sehen möchte, ehe sie stirbt!

Ich frage Euch, Kinder, die Ihr nicht in dem hohen Grade verzärtelt seyd, wie Nantchen es war; ich frage Euch, ob Ihr solchen Bitten und solchen vernünftigen Vorstellungen hättet widerstehen können! Nicht wahr, Ihr hättet es nicht gekonnt — und Nantchen

konnte

konnte es! Sie widerstand und Adolph mußte trostlos, denn er wußte nicht, wie er seine arme Schwester entschuldigen sollte, allein zu der kranken Marie zurückkehren. Diese gute Person starb wenige Tage darauf. Nantchen weinte sich fast ungesund, allein sie war keinesweges zu vermögen, den Leichnam ihrer alten Freundin, oder den Sarg oder den Leichenzug zu sehen. Sie verschloß sich an dem Tage ihrer Beerdigung auf ihr Zimmer, und aß und trank viele Tage so wenig, daß man für ihre Gesundheit besorgt wurde. Als sie nach einiger Zeit wieder hergestellt und beruhigt war, mußte sie noch viele Vorstellungen von ihrer Mutter sowohl, als von einer Freundin derselben, hören, die von jenem Vorfalle und ihrem Betragen dabey unterrichtet war. Diese Vorstellungen, welche ziemlich den bittersten Vorwürfen ähnlich waren, schmerzten sie sehr, aber weit mehr schmerzte sie das Verhalten ihres Bruders gegen sie. Er war seit dem Tode der alten Marie außerordentlich kalt gegen sie geworden; er konnte nicht begreifen, wie ein Mensch, der über jedes kleine Unrecht, das ihn oder andere betraf, sogleich Thränen in Bereitschaft hatte, zugleich so undankbar und

lieblos

lieblos handeln könne, wie er glaubte, daß seine Schwester gehandelt habe. Er traute daher weder ihren Thränen noch ihren Liebkosungen mehr; nichts fehlte, — doch dazu war er zu gutmüthig, — als daß er ihr laute Vorwürfe deshalb gemacht hätte. Oft wollte Nantchen ihn fragen, warum er sie nicht mehr so liebe, als ehedem, allein sobald Adolph dieß bemerkte, entfernte er sich. Dann weinte Nantchen oft ganze Stunden lang. Freylich sagte sie sich oft, daß sie ihn damals sehr beleidigt habe, als sie seinen dringenden Bitten kein Gehör gab: freylich fühlte sie, daß er und ihre Mutter und Freundin nicht unrecht hätten; allein sie blieb demungeachtet bey ihrer Meynung, sie würde den Anblick eines Kranken, oder irgend eines Leidenden nicht ertragen können. Sie glaubte daher zu manchen Zeiten, ihr Bruder thue ihr Unrecht, wenn er sie deshalb weniger liebe. Fiel ihr auch einmal die Vorstellung ihres Bruders ein; daß sie, wenn sie sich nicht überwinden lerne, auch ihrer Mutter ihre Dienste würde versagen müssen, wenn diese, was doch möglich war, krank werden sollte; so sagte sie sich entweder: daß sie das nicht überleben, oder daß sie dann selbst

krank

krank werden würde, — oder daß dann ihre große Liebe zu ihrer Mutter sie stark genug machen würde, ihre große Empfindlichkeit zu überwinden. Ach warum fiel ihr nicht ein, daß sie, um einst ein größeres Uebel ertragen zu können, jetzt schon lernen müsse, kleinere zu erdulden? Warum fiel ihr nicht ein, daß ihre Empfindlichkeit, wenn sie ihr nie Widerstand leiste, nothwendig mit jedem Tage stärker werden müsse! Denn so ist es ja mit allen Fehlern, nur allmählich gewöhnen wir uns dazu, bis sie endlich uns so eigen werden, daß wir sie nur mit großer Mühe, und sehr selten in einer so kurzen Zeit, als wir sie uns angewöhnten, wieder ablegen können! Nantchen erfuhr diese Wahrheiten sehr bald an sich.

Ihre Mutter fühlte sich eines Tages nicht recht wohl. Sie befragte ihren Arzt und er verordnete ihr einen Aderlaß. Schon das Wort Aderlaß machte Nantchen leichenblaß, und als jetzt der Wundarzt erschien, ergriff sie die erste, beste Gelegenheit, um aus dem Zimmer zu kommen. Willst du nicht bey mir bleiben? frug sie ihre Mutter. — Lassen Sie sie nur, fiel Adolph etwas bitter ein, sie könnte

könnte ohnmächtig werden, wenn sie Blut sähe. Nantchen fühlte die Bitterkeit, die in den Worten ihres Bruders lag; sie verließ weinend das Zimmer. Das Aderlassen gieng glücklich vorüber; es war ein schöner Nachmittag, die Mutter gieng in den Garten, um da in einer Laube eine leichte weibliche Arbeit zu verrichten. Nantchen sahe sie gehen, sie kam schüchtern zu ihr und brachte sich ebenfalls eine Arbeit mit, um in ihrer Gesellschaft zu arbeiten. Lange saßen sie so, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Nantchen war beklemmt, sie erkannte nur zu wohl, daß ihre Mutter etwas gegen sie habe, denn sie pflegte sonst sehr viel und sehr gütig mit ihr zu sprechen. Immer wollte sie eine Frage an sie wagen, und immer nahm sie sie wieder zurück, aus Furcht vor einer ihr unangenehmen Erklärung. Jetzt glaubte sie eine schmerzhafte Empfindung auf dem Gesichte ihrer Mutter zu lesen, indem sie zugleich den Fuß an sich zog, an welchem ihr die Ader geöfnet worden war. Ist Ihnen nicht wohl? fragte Nantchen ängstlich. Die Mutter wurde sogleich wieder ruhig, nahm ihre Arbeit, die sie eben weggelegt hatte, wieder vor und arbeitete fort, ohne auf ihre Toch-

ter zu achten. — Das war für Nantchens weiches Herz zu viel.

Meine Mutter, sagte sie schluchzend, und lehnte sich mit dem Kopfe an den Arm ihrer Mutter, indeß sie mit beyden Händen sie umfaßte: Meine Mutter! — Keine Antwort? wodurch habe ich Ihre Liebe verlohren.

Das nicht, erwiederte die Mutter, mit erzwungener Ruhe, ich wollte dich nur nicht mit einer Sache unterhalten, die dir sehr gleichgültig seyn muß.

Nantchen. Ihre Gesundheit könnte mir gleichgültig seyn?

Mutter. Du weißt nicht, was wahres Mitleiden ist; du hast heute wieder einen Beweis davon gegeben, um dich nicht an ältere Beyspiele zu erinnern; ich muß also glauben, mein Wohl- oder Uebelbefinden sey dir ganz gleichgültig.

Nantchen. O meine theure Mutter, wie können Sie das von mir glauben?

Mutter. Muß ich nicht? Aus Ziererey entfernst du dich, da ich im Begrif bin, mir eine Ader öfnen zu lassen, wobey ich so leicht krank werden, oder gar, wenn er einen un-

glück-

glücklich schlug, unter der Hand des Wundarztes meinen Geist aufgeben konnte?

Nantchen. Nur sagen Sie nicht aus Ziererey, liebste, beste Mutter. O wie gern wäre ich bey Ihnen geblieben, — ach! mein Bruder war so grausam — doch ich will es ihm gern vergeben, da mich auch meine gute Mutter verdammen kann. Nein! es war mir unmöglich, Angst, Furcht, das entsetzlichste Gefühl zwang mich, Sie zu verlassen. O vergeben Sie mir, beste Mutter, ich kann ja nicht für meine Natur, die mir's unmöglich macht, bey irgend etwas der Art auszuhalten.

Mutter. Glaubst du denn dein Bruder habe eine andere Natur, als die deinige? Weil er verständiger ist, weil er sich von jeher nicht so verzärtelte, wie du, darum ist er im Stande, das zu thun, was du freylich, wenn du dir nicht endlich rathen lässest, in deinem ganzen Leben nicht wirst thun können. Gesetzt auch, ich glaubte dir auf dein Wort, daß es dir wehe that, als du heute mich, wie du meynst, verlassen mußtest. Werden dir das andere Leute glauben? Wer wahres Mitleiden fühlt, so denken alle verständige Men-

schen, der läßt es nicht bey einem unthätigen Weinen und Klagen und Händeringen bewenden; sondern er legt selbst Hand an, und hilft wie und wo er kann. Dein Weinen wird man für Ziererey, und dich, die kein Blut, keinen Kranken, keinen Nothleidenden sehen, keinen Bettler sprechen kann, die kein rauhes Lüftchen berühren darf, dich wird man für eine ausgemachte Närrin erklären; magst du übrigens noch soviel bey diesem Urtheil leiden. Du glaubst, wer weiß, welche gute Handlung zu verrichten, wenn du einen Armen, oder einen Nothleidenden, eine kleine Gabe reichen lässest! Aber ich frage dich — warum giebst du ihm? — Weil du wirklich Mitleiden mit seinem traurigen Zustande fühlst, weil du wünschest, ihm sein Elend, seinen Kummer zu erleichtern? — oder weil du seinen Anblick nicht ertragen, weil du sein Klagen nicht hören kannst, weil es dir unangenehm ist, von solchen Dingen lange sprechen zu hören? Hättest du wahres Mitleiden gehabt, so würdest du dich die alte gute Marie gewiß nicht vergeblich haben bitten lassen. Doch, ich will diese Geschichte, die deinem Herzen wahrhaftig keine Ehre macht, ruhen lassen. Aber ich

ich bitte dich Kind, wie soll es in Zukunft mit dir werden? Du bleibst nicht ewig Mädchen, du bist nicht ewig bey mir und um solche Personen, die, aus Liebe zu dir, deine Empfindlichkeit schonen; wie viele wahre Leiden wirst du dir in Zukunft zuziehen, wenn du dich nicht gewöhnst, jetzt schon die Leiden zu ertragen, die uns der Anblick des Elends Anderer verursacht, und die gewöhnlich unsere Einbildungskraft für uns so sehr nachtheilig macht. Willst du dir niemals die Freude gönnen, — o! gute Menschen kennen keine edlere Freude, als die, Leidenden selbst zu helfen? Nantchen! Nantchen, ich fürchte sehr, wenn du nicht bald anfängst, an dir zu arbeiten, um deine allzugroße Empfindlichkeit, ich möchte sie lieber Empfindeley nennen, zu bezähmen, ich fürchte, du wirst einst ein sehr unglückliches Weib und überhaupt ein ganz untaugliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden! Denn wem willst du nützen, die so gar keiner Aufopferung fähig ist, die jede Beschwerde, jedes Leiden scheut, die krank an Leib und Seele zu keinem anhaltenden Geschäfte, zu keiner Arbeit geschickt ist, die nur die mindeste Anstrengung erfordert. Glaubst du ewig die Tage so un-

thätig, auf dem Faulbette hinbringen zu können?

Unerachtet der Wärme, mit der die Mutter, zumal gegen das Ende sprach, bemerkte doch Nantchen, die vor Schaam und Beängstigung kein Auge aufzuschlagen wagte — sie hatte sich mit ihrem Kopfe von dem Arme ihrer Mutter weg und auf den vor ihr stehenden Tisch gelegt — daß die Stimme derselben immer matter und matter wurde. Sie richtete sich jetzt auf, und sahe sie leichenblaß, wie sie sich den Schweiß vom Gesicht trocknete, aufstehen wollte, und nicht konnte. Um Gotteswillen! was ist Ihnen, schrie Nantchen und sprang sogleich auf! Die Mutter lehnte sich zurück und sank endlich, in einer Ohnmacht, auf Nantchens Stuhl! Mutter, Mutter! rief diese — ach! Gott, sie stirbt! und eilte angstvoll nach dem Wohnhause. Hier rief sie unter Jammern und Händeringen nach allen Bekannten. Ihr Klaggeschrey versammelte bald alles, was im Hause war, um sie her; man fragte nach der Ursache ihres so außerordentlichen Zustandes, sie war so ganz außer sich, daß sie, statt zu antworten, bald diesem, bald jenem in die Arme fiel, und nichts als

abge-

abgebrochene Sylben hervorbrachte. Glücklicherweise trat jetzt der Wundarzt, der seine Patientin besuchen wollte, in's Haus. Nantchen erblickte ihn kaum, als sie auf ihn zustürzte und ausrief: Ach, Gott! sie ist todt! — Wer ist todt? fragte erschrocken der Wundarzt. — Nach vielen Fragen erfuhr er, daß sie ihre Mutter meyne. Wo ist sie? fragte er hastig weiter und wollte die Treppe hinauf; da ergriff ihn Nantchen beym Arm, und zeigte nach dem Garten. Er eilte dahin und — da die Laube dem Hause gegenüber stand, sahe von fern schon die Mutter liegen.

Sie war noch ganz ohne Bewußtseyn; der Wundarzt erkannte aber leicht, daß sie nur ohnmächtig sey, und errieth auch eben so leicht die Ursache. Die Ader war ihr unbemerkt aufgegangen, sie hatte einiges Blut verlohren, mochte es im Sprechen nicht bemerkt haben, das warme Gespräch mit ihrer Tochter hatte sie angegriffen und so war es leicht möglich, daß sie ohnmächtig werden konnte. Nachdem die Ader wieder verbunden und die Mutter durch starke Gerüche wieder zu sich selbst gebracht war, — kam Nantchen in der Ferne, von Adolph unterstützt, der vorn im Hause

alles, und auch das erfahren hatte, daß seine Mutter nur ohnmächtig gewesen sey, — nach der Laube zugeschwankt. — Adolph war aus seiner Zeichenstunde gekommen, hatte Nantchen, mehr todt als lebendig, im Hause auf der Treppe sitzend gefunden; — nur auf sein dringendes Bitten, ließ sie sich von ihm jetzt zu ihrer Mutter führen.

Je näher sie der Laube kam, je langsamer wurden ihre Schritte; jetzt erkannte sie ihre Mutter, die noch schwach und ermattet, sich mit dem Kopfe an eine Freundin lehnte, welche, nebst einigen andern Frauenzimmern aus dem Hause, mit dem Wundarzte zugleich, ihr zu Hülfe geeilt war — da vermochte sie nicht einen Schritt weiter zu thun; sie faltete die Hände und blieb so mit auf der Erde gesenktem Blicke der Laube gegen über stehen. Alles Bittens ihres Bruders, alle Ermunterungen der Personen, welche in der Laube waren, ungeachtet, war sie nicht zu vermögen, in die Laube zu treten. Der Wundarzt gieng ihr entgegen, versicherte sie, daß ihre Mutter sich wieder wohl befände, — sie antwortete ihm mit Thränen. Er schüttelte den Kopf und gieng zurück; auch ihr Bruder verließ sie nun,

um

um seine Mutter näher zu sehen. Es war rührend, wie er sich ihr nahte, und aus seinem zärtlich bekümmerten Auge große Tropfen auf die Hand seiner so innig von ihm geliebten Mutter fielen, als er sie küssen wollte. Mit schwacher Stimme bat sie ihn, sich zu beruhigen, da ihre Unpäßlichkeit von keinen Folgen seyn werde, und Nantchen nicht allein zu lassen.

Es gelang Adolphen jetzt, sie in die Laube zu bringen, aber der Wundarzt bat Mutter und Tochter, nicht viel zu sprechen. Nantchen setzte sich daher schweigend neben ihrer Mutter, und aller Anwesenden Augen waren mit dem Ausdruck des Bedauerns auf sie gerichtet. Sie bemerkte dieß in der Stille, die alle beobachteten, und die fast nicht wieder unterbrochen wurde, bis der Wundarzt die Mutter bat, sich auf ihr Zimmer führen zu lassen, um da bequemer ruhen zu können. Dieß geschah bald darauf, Nantchen verließ nun ihre Mutter nicht wieder; sie fühlte ihr unnatürliches Betragen, und das um so mehr, da ihre Mutter, unerachtet sie nur ein kurzes Stündchen vorher so ernsthaft und fast strenge mit ihr gesprochen hatte, sie jetzt mit so viel

Liebe und Schonung behandelte. Beruhige dich, mein Kind, sagte die Mutter zu ihr, als sie auf ihrem Zimmer war, und küßte sie mit mütterlicher Zärtlichkeit; ich bin überzeugt, du wirst nun mit desto mehr Ernst an deiner Besserung arbeiten. — O Nantchen, fiel der sonst so gutmüthige Adolph ein, wenn es auf deine Hülfe angekommen wäre, so hätten wir vielleicht unsre gute Mutter nicht mehr! — Keine Vorwürfe weiter, lieber Sohn, unterbrach die Mutter, Nantchen fühlt gewiß selbst ihr Unrecht, aber sie wird sich ändern! — Nantchen küßte, mit einem dankenden Blick, Ihrer Mutter die Hände.

Wenn das Ihr Ernst ist, liebes Kind, nahm hier der Wundarzt das Wort, der von allen Fremden noch allein zurückgeblieben war, so bitte ich, daß sie vor allen Dingen sich mehr Bewegung in freyer Luft machen, weniger sitzen, kürzere Zeit schlafen und überhaupt mehr solche Arbeiten, wenigstens eine Zeitlang verrichten, die ihrem Körper mehr zu thun geben. Nehmen Sie das einem alten Manne nicht übel, mein liebes Kind, wenn er Ihnen geradezu sagt, daß Sie sich ein wenig sehr verzärtelt haben.

Dar-

Darum sind Sie auch so empfindlich, denn ein schwacher Körper, wie der Ihrige, muß bey jedem auch noch so kleinen Schmerz doppelt mehr leiden, als ein stärkerer und gesünderer. Da sehen Sie einmal Ihr liebes Brüderchen an; ist das nicht das wahre Bild der Gesundheit, aber nicht wahr, er tummelt sich brav in freyer Luft, und kriecht nicht gleich wieder, wie eine Schnecke in's Häuschen zurück, wenn's etwa draußen ein wenig stürmt? dafür kann er nun auch etwas vertragen. Glauben Sie mir, liebes Kind, redete er weiter zu Nantchen, wenn Sie nicht zuvor ihren Körper zu stärken suchen, so wird es Ihnen niemals gelingen, Ihre Empfindlichkeit los zu werden, und wenn es Ihnen mit Ihrer Besserung noch so fester Ernst seyn sollte. Nicht wahr? Sie waschen sich mit warmen Wasser? trinken gern warme Getränke? Thee, Caffee? — Weg damit! Sie können und müssen sich davon entwöhnen; es ist noch nicht zu spat. Und wenn Sie meinen guten Rath befolgen, und besonders auch, da mit Ihrem lieben Brüderchen fleissig spatzieren laufen, so denke ich, Sie sollen mir bald dafür danken. Wie Sie sich von Ihren übrigen Grillen losmachen sollen, da wird

Ihnen

Ihnen Ihr gutes Mutterchen besser rathen können, als ich.

So sprach der alte, würdige Mann, und Nantchen war zu bewegt, und schon zu sehr von ihrem Unrecht überzeugt, als daß sie sich durch seine vernünftigen Ermahnungen hätte beleidigt finden sollen. Der Blick, mit dem sie ihm dankte, als er sich nun entfernte, ließ ihrer Mutter alles Gute hoffen und sie hat diese Hofnung nicht getäuscht. Zwar ist sie gegenwärtig noch nicht vollkommen von ihrer Empfindlichkeit geheilt; denn es gehört Zeit dazu, ein solches Uebel los zu werden, doch ist sie auf dem besten Wege zu einer vollkommnen Genesung, die ihr gewiß, so wie allen Verzärtelten und an der Empfindlichkeit Kränkelnden, jeder gute Mensch von ganzem Herzen wünschen wird.

Die

Die schwere Kunst: sich etwas zu versagen,
Und seiner Neigung Herr zu seyn,
O Kinder, lernt sie früh, wollt Ihr in spätern
Tagen
Euch anders Eures Lebens freun,
Und glückliche zufriedne Menschen seyn!

Schwer nenn' ich die Kunst, sich etwas zu versagen? Ja Kinder, und zwar mit Recht, denn sie ist eine Tugend, und Ihr habt gewiß die schönen Worte Gellerts nicht vergessen:

Wahr ist's, die Tugend kostet Müh',
Sie ist der Sieg der Lüste;
Doch richte selbst, was wäre sie,
Wenn sie nicht kämpfen müßte?

Auch diese Tugend, die Tugend der Enthaltsamkeit, hat zu kämpfen, hat oft wider unsere liebsten Neigungtn und Wünsche zu kämpfen; allein wie unglücklich würden wir uns machen, wenn wir uns durch die Schwierigkeiten abschrecken ließen, die sich uns entgegen stellen, wenn wir irgend etwas Gutes thun wollen! Nein! nichts soll uns muthlos machen, denn wir wissen, wenn uns auch irgend etwas im

Anfange schwer wird, die Uebung macht uns alles leicht, und dann giebt uns auch die Freude, wenn es uns gelungen ist, etwas Gutes zu thun, das uns Mühe machte, neue Kräfte, immer mehr Gutes zu wollen und auch ausüben zu können.

Der Tugend Pfad ist Anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

* * *

Du wirst also heute wieder mit Heinrichen spazieren gehen? fragte Vater Reinhold seinen Sohn Fritz, als dieser eben seinen Hut nahm, um seinen Freund Heinrich zum Spaziergange abzuholen.

Ja, lieber Vater, antwortete Fritz, wenn Sie mir es erlauben.

Vater. Du weißt, daß ich dir nicht leicht eine billige Bitte abschlage, ich habe nichts wider deinen freundschaftlichen Umgang mit Heinrichen, ja ich habe es sogar gerne gesehen, wenn du ihn oder wenn er dich bisher fleissig besuchte. Allein, würde dir es wohl viel Ueber-

windung

windung kosten, wenn du heute einmal deinen Spaziergang einstelltest?

Fritz wollte schnell antworten; der Vater fuhr fort: Höre mich zuvor, lieber Fritz, ehe du übereilt antwortest! Ich glaube wohl, du würdest, mir zu gefallen, heute zu Hause bleiben, allein das ist nicht das, was ich wünsche; ich würde es lieber sehen, wenn du, aus eigner Entschließung, dir einmal das Vergnügen versagtest, Heinrichen zu besuchen.

Fritz sahe den Vater verwundernd an.

Vater. Du scheinst nicht zu begreifen, warum ich dieß wünsche?

Fritz. Nein, in der That nicht, lieber Vater!

Vater. Ist dir das Sprüchwort unbekannt geblieben: Jung gewohnt, alt gethan? Und glaubst du wohl, daß der als Jüngling und als Mann sich etwas werde versagen können, der sich nicht schon in seiner frühern Jugend in dieser Tugend übte? — Weißt du, wie man diese Tugend gewöhnlich nennt? (Fritz schwieg) — Enthaltsamkeit!

Fritz. Aber warum soll ich mir ein Vergnügen versagen, daß so unschuldig ist? Ich habe alles gethan, was ich für die morgenden

Lehr-

Lehrstunden zu thun hatte, und Sie haben selbst oft gesagt: daß Sie mir gern ein Vergnügen erlaubten, wenn ich das Meine zuvor gethan hätte!

Vater. Das habe ich gesagt, lieber Sohn, und ich würde unbillig seyn, wenn ich dir jemals ein Vergnügen zur Erholung abschlagen wollte, zumal wenn du nichts versäumtest. Ich erlaube dir daher auch jetzt, deinen gewöhnlichen Spaziergang mit Heinrichen zu machen; es würde mich aber freuen, wenn du aus eigner Entschließung zu Hause bliebest, und das um desto mehr, weil ich bemerke, daß dir dieser Entschluß etwas kosten würde!

Fritz. Heinrich wird mich erwarten, und wenn ich nicht zu ihm komme, wird er glauben, ich habe etwas wider ihn oder..

Vater. Wenn du sonst keine Sorge hast — überlaß das mir; doch, ich wiederhole, was ich gesagt habe, du mußt gern und aus eigner Entschließung zu Hause bleiben.

Fritz. Sie wollen, daß ich immer ganz aufrichtig gegen Sie seyn soll, liebes Väterchen, — ich gestehe ihnen also, daß es mir schwer wird, mich zu entschließen. Allein (er faßte seines Vaters Hand,) — ich bleibe

zu

zu Hause, weil Sie es wünschen, und weil ich gewiß glaube, daß es mir gut ist, wenn ich Ihrem Rathe folge, ich habe mich ja immer gut dabey befunden. Nur eine Bitte erlauben Sie mir: lassen Sie es Heinrichen sagen, daß ich heute nicht zu ihm komme.

Vater. Das soll sogleich geschehen; und was wirst du nun allein vornehmen?

Fritz. Ich will mich auf der Violine üben, oder wünschen Sie, daß ich....

Vater. Nein, lieber Fritz, thue das! Hast du dich ein wenig geübt, so kannst du, wenn du Lust hast, zu mir in den Garten kommen: sobald ich mit meiner Arbeit fertig bin, werde ich dort seyn.

Fritz gieng nun heiter und froh, daß er seinem guten Vater einen Beweis seiner Folgsamkeit gegeben, auf seine Stube, und spielte fast alle seine Musikalien durch. Es kam ihm vor, als ob er noch nie so fertig gespielt hätte. Indeß schickte der Vater zu Heinrichen, ließ seinen Sohn wegen seines Außenbleibens entschuldigen, und als er seine Arbeiten beendet hatte, traf er, beynahe zu einer Minute, mit Fritzen zugleich in dem Garten ein.

Du scheinst ja recht heiter zu seyn, sagte der Vater, als Fritz einigemale mit ihm im Garten auf und nieder gegangen war, und sie sich beyde an dem Wachsthum der mannigfaltigen Früchte gemeinschaftlich gefreuet und einer den andern bald auf dieß, bald auf jenes aufmerksam gemacht hatten.

Ich bin es auch in der That, erwiederte Fritz, und war es schon als ich vorhin von Ihnen weggieng.

Vater. Würdest du wohl froher gewesen seyn, wenn du deinen gewöhnlichen Spatziergang mit Heinrichen gemacht hättest?

Fritz. Nein, gewiß nicht.

Vater. Ich glaube es auch nicht, wiewohl du gewiß das Gegentheil erwartetest, als du dich entschlossest, heute zu Hause zuzubringen. Ich wünsche, daß du dich an deine heutige Erfahrung erinnern mögest, wenn ich dich etwa wieder zu einer ähnlichen Entsagung auffordern sollte.

Fritz. (unruhig) Ich habe Ihnen ja immer gern gefolgt, mein gutes Vaterchen! —

Vater. Du verstehst mich unrecht, lieber Sohn und hast mich also vermuthlich auch vorhin nicht recht verstanden, da ich dich zu der

kleinen Entsagung aufforderte. Um dir meine Absicht dabey ganz verständlich zu machen; laß uns hier niedersetzen, ich habe noch so viel Zeit, dir die Geschichte eines jungen Menschen zu erzählen, der gewiß so unglücklich nicht geworden wäre, als er leider nun ist, hätte er in seiner Jugend gelernt, sich etwas zu versagen. Doch du kennst ihn! Erinnerst du dich an den jungen Baron, der noch vor zwey Jahren hier so vieles Aufsehen machte? Er wohnte in des Hofraths R. Hause am Markte?

Fritz. Ach, ja! Er hatte immer so viel schöne Pferde, und ehe er von hier weggieng, ließ er das große Feuerwerk abbrennen? Sie haben ja einigemale bey ihm gespeiset!

Vater. Richtig, dieser ist's! Was würdest du sagen, wenn du ihn jetzt sehen solltest? Seit ohngefähr einem Monat sitzt er Schulden halber in einem schimpflichen Gefängniß, und wenn er auch vielleicht in Jahres Frist durch seine Familie daraus befreyt wird, wird er doch Zeitlebens ein unglücklicher, verachteter Mensch bleiben, der froh seyn wird, wenn ihm einer seiner Verwandten das Gnadenbrod bis an sein Ende reicht!

Fritz. Wie ist das möglich? Man sagte ja, er wäre so sehr reich!

Vater. Lerne an seinem Beyspiel, daß auch ein großes Vermögen einem unwissenden, unbesonnenen, eiteln Menschen, eher schädlich als nützlich werden könne. Ich habe diesen jetzt nur allzu unglücklichen jungen Mann als Kind gekannt, er wurde im Ueberfluß erzogen, keiner seiner Wünsche blieb unbefriedigt, was er wollte, das geschah. Als Kind waren seine Wünsche nur kindisch, und sonach gewöhnlich leicht zu befriedigen. Seine Eltern liebten ihn, man wollte ihn nicht betrüben, und das hätte man doch thun müssen, hätte man ihm irgend eine Bitte abschlagen wollen. Er wuchs heran; als Knabe wurden seine Foderungen zum Theil unbescheidner; man wagte es, ihm dann und wann etwas zu verweigern; allein er war schon verwöhnt, — anstatt sich also bey einer abschlägigen Antwort zu beruhigen, wußte er nun schon entweder durch Schmeicheln und Bitten oder auch wohl, wenn diese nichts halfen, durch Ungestüm das Gewünschte zu erhalten. Oft sahe ich mit Wehmuth, wie man dann diese Unart für einen Beweis eines festen Charakters erklärte. — Nun du sollst

es haben, kleiner Trotzkopf, sagte seine allzu nachgiebige Mutter. O wenn sie damals die Folgen ihrer Nachgiebigkeit bedacht hätte!

So lange sein Vater lebte, war wöchentlich ein, oder zweymal große Gesellschaft in dem Hause seiner Eltern, oft wurden diese auch zu ihren Freunden gebeten, und ihr Sohn begleitete sie fast immer. Er gewöhnte sich dabey an eine anhaltende Zerstreuung; nur in großen Gesellschaften befand er sich wohl. Als daher seine Mutter nach dem Tode ihres Gemahls die Stadt verließ, um auf einem ihrer Güter zu leben, so trieb es der junge Herr Baron, dem die Einsamkeit des Landlebens nicht gefiel, so lange, bis ihm erlaubt wurde, um eine Offizierstelle anzuhalten. Durch Fürsprache seiner vornehmen Verwandten erreichte er bald seinen Wunsch; er wurde Lieutenant bey einem Cavallerie-Regiment, ehe er noch das funfzehnte Jahr angetreten hatte. Hier lebte er nun ganz nach seiner Laune; außer seinen Vorgesetzten, die ihm vieles nachsahen, weil er viel vornehme Freunde hatte, durfte ihm Niemand etwas sagen; der Dienst, weil es noch etwas Neues war, gefiel ihm, er machte sich, durch seinen Aufwand, viele sogenannte

nannte gute Freunde; kurz, ein Jahr verstrich ihm in lauter Freuden. Doch Beständigkeit ist eines solchen Menschen Sache nicht.

So viel ihn auch seine Vorgesetzten begünstigten, so konnten sie ihn doch des oft lästigen Dienstes nicht immer überheben. Oft mußte er sich ein Vergnügen versagen, weil es der Dienst nicht erlaubte. — Wenn ich dein Vermögen hätte, sagte ihm, bey einer solchen Gelegenheit, da ihm der Soldatendienst beschwerlich fiel, einer seiner guten Freunde, — wenn ich dein Vermögen hätte, ich ließe dienen, wer sonst wollte. — Und was wolltest du denn machen? fragte der Baron. — Den Abschied nehmen, und das Leben genießen! versetzte sein Freund. — Du hast recht, Herr Bruder, erwiederte der Baron, ich bin ein Narr, daß ich mich da herum hudeln lasse, ich habe es nicht nöthig. Meine Mutter ist nur jetzt krank, sie möcht's nicht gern sehen, wenn ich so bald abgienge, und Kummer möcht' ich ihr doch nicht gern machen! — Aber hier hast du meine Hand darauf. Kommt meine Mutter auf und sie hat nichts dagegen, so nehm ich meinen Abschied, und weißt du, was ich dann thue? — Ich reise! — Bravo! rief

ihm sein Freund zu, und ich Brüderchen, ich begleite dich! Ein Wort ein Mann? fragte der Baron. — Ich halte Wort, versicherte der Freund.

Die Mutter kam von ihrem Krankenlager nicht auf, ungefähr ein Vierteljahr nach diesem Gespräch starb sie, und der junge Baron erbte ihr und seines Vaters großes Vermögen. Zwar war ihm von seinem Vater schon ein Vormund gesetzt worden. Du weißt doch, was eine solche Person zu bedeuten hat?

Fritz. Ich habe mir immer, bey dem Worte Vormund, eine Person gedacht, die bey Unerwachsenen der Eltern Stelle vertritt; vorzüglich des Vaters Stelle!

Vater. So ziemlich richtig. Ein Vormund muß darauf sehen, daß sein Mündel, oder die seiner Fürsorge empfohlne unerwachsene Person, nach dem Willen seiner verstorbenen Eltern, erzogen werde; besonders hat er dafür zu sorgen, daß das Vermögen seines Mündels gut verwaltet werde. Er muß daher auch, wie es in vielen Ländern gebräuchlich ist, der Obrigkeit, unter die er gehört, von Zeit zu Zeit, Rechenschaft ablegen, und dann fällt die Verantwortung auf ihn, wenn etwa

das Vermögen seines Mündels ohne Noth verschwendet worden wäre. Ja sein Mündel selbst kann ihn, wenn er mündig geworden ist, das heißt, wenn er das ein oder zwey und zwanzigste Jahr erreicht hat, bey der Obrigkeit zur Rechenschaft fordern, wenn er glauben sollte, daß sein Vormund seine Pflichten nicht treu erfüllt habe. Hast du mich verstanden?

Fritz. Ich glaube, ja! Nur sehe ich noch nicht ein, warum er Vormund genennt wird, und warum...

Vater. Nur eine Frage auf einmal! — Warum er Vormund genennt wird? Ich sollte meynen, das könntest du aus dem Worte selbst schließen. Vormund, — der für ihn oder an seiner Stelle spricht, wo er, als ein unerfahrner, mit dem Lauf der Welt noch unbekannter Mensch, vielleicht oft zu seinem Nachtheil, sprechen würde! — der besonders vor der Obrigkeit für ihn seine Angelegenheiten besorgt! — Ist dir das deutlich? — Nun, deine zweyte Frage!

Fritz. Ich wollte fragen, warum eine junge Person dann erst mündig genannt werde, wenn sie das ein oder zwey und zwanzigste

Jahr

Jahr erreicht hat; allein ich kann mir's nun erklären! Nicht wahr? weil man glaubt, daß er nun Erfahrung und Verstand genung habe, um für sich selbst zu sorgen?

Vater. Recht gut getroffen! Doch wisse noch dieß! Es ist nicht in einem Lande wie im andern; bey uns, zum Beyspiel, wird ein junger Mensch im ein und zwanzigsten Jahre, in andern Ländern aber, bald früher, bald später für mündig erklärt. Ja man macht auch Ausnahmen; man erklärt oft junge Leute, wenn es die Umstände nöthig machen, früher für mündig. Doch du weißt nun hierüber genug, um das zu verstehen, was ich etwa noch in unserer Geschichte davon erwähnen dürfte. Laß mich daher darin fortfahren. Der Vater des jungen Barons hatte also für seinen Sohn, auch in diesem Stücke, gesorgt, daß er ihm, einen seiner besten Freunde, zum Vormund hatte bestätigen lassen. Allein dieser, ein alter, würdiger Geschäftsmann und zugleich ein naher Verwandter des Barons, war, wegen seiner allzu strengen Sitten und wegen seines rauhen Charakters, gar nicht der Mann, der seinem Mündel Liebe und Zutrauen zu sich hätte einflößen können. Und doch

mußte er beydes besitzen, wenn seine Ermahnungen, bey dem jungen Baron, etwas fruchten sollten. So herzlich gut er es daher auch meynen mochte, wenn er fast täglich seinen Leichtsinn, seinen unnöthigen Aufwand, und seine verschwenderische Freygebigkeit gegen seine sogenannten Freunde an ihm tadelte: so wahr auch seine Vorstellungen waren, daß der Baron, in wenig Jahren, selbst der Hülfe fremder Personen benöthigt seyn würde, wenn er nicht lernen würde, sich einzuschränken, — so entfernte er, durch den rauhen Ernst, mit dem er ihn behandelte, den jungen Leichtsinnigen, doch nur immer mehr und mehr von sich. Als daher der Baron jetzt, nach dem Tode seiner Mutter, seinen Entschluß bekannt machte: daß er den Soldatendienst verlassen und eine Reise in fremde Länder machen wolle, war es kein Wunder, wenn der gute alte Mann durchaus nichts bey ihm ausrichtete.

Fritz. Verzeihen Sie, wenn ich Sie unterbreche. — Es stand aber doch wohl bey dem Vormund, dem Baron das Geld zu seinen Ausschweifungen zu geben, oder nicht? Warum gab er es ihm nun? — Er war ja selbst

Schuld,

Schuld, daß sein Mündel so viel verschwendete.

Vater. So scheint es, lieber Sohn, allein wenn er ihm nicht die nöthigen Gelder gegeben hätte, so zweifle ich, ob der Baron noch so lange von seinem Vermögen hätte leben können.

Fritz. Das verstehe ich nicht.

Vater. Ich glaube es; du wirst es aber bald begreifen, wenn du bedenken willst, daß der Baron, der nun einmal sich weder einschränken wollte noch konnte, gewiß von andern Leuten Geld aufgenommen haben würde, sobald sich sein Vormund geweigert hätte, ihm so viel zu geben, als er, wie er meynte, nothwendig brauchte. Jedermann wußte, daß er reich sey, man würde ihm also geliehen haben, so viel er gewollt hätte. Niemand leihet aber Gelder aus, ohne dafür, wie man sagt, Interesse zu nehmen. Wolltest du also, zum Beispiel, hundert Thaler borgen, so würdest du sie von Niemand erhalten, wenn du nicht versprächest, jährlich vier, fünf und mehr Thaler für die Gefälligkeit zu bezahlen, daß man dir eine solche Summe leihet. Was sind aber

bey

bey einem jungen Verschwender hundert Thaler? Er braucht jährlich vielleicht mehrere Tausende! Je nöthiger er Geld braucht, je mehr verspricht er Interessen, und so weiß ich, daß junge Unbesonnene, für hundert Thaler, jährlich bis zu dreyßig Thaler bezahlt haben! Hätte sich also der Vormund geweigert, dem Baron die zu seinem Aufwand nöthigen Gelder zu zahlen, nicht wahr? so würde er sich gewiß das Geld dazu geborgt haben. Würde er aber dann so lange von seinem Vermögen haben leben können, wenn er, außer seinem gewöhnlichen Aufwand, jährlich noch, wer weiß wie viel Interessen hätte bezahlen müssen?

Der Vormund kannte seinen Mündel, er befürchtete also gewiß dasselbe, was wir vermutheten, daß er Schulden machen würde, und gab ihm daher lieber selbst, so viel er brauchte, freylich aber niemals ohne die ernsthaftesten Vorhaltungen. Der Baron wurde allmählich an diese Predigten, wie ers nannte, gewöhnt, und lachte oft mit seinen Freunden darüber. Er wußte aus Erfahrung, daß der Vormund endlich doch in seine Bitten willigte, wenn er nur fortfuhr, ihn zu bestürmen. So erlangte

er

er auch, nach vielen abschlägigen Antworten, die Einwilligung zu seiner Reise.

Da er diese ganz ohne Plan unternahm, und beynahe blos in der Absicht, um die Zeit besser oder angenehmer hinzubringen; da er in nichts sparte, und überall so lebte, wie er sonst zu leben gewohnt war; da er überdieß noch jenen Freund mit sich umher schleppte, der sich ihm zum Reisegesellschafter angeboten hatte, und auch für diesen alles bezahlte; so kam er von seiner Reise zurück, wie solche junge Herren gewöhnlich zurück zu kommen pflegen. Ein großer Theil seines Vermögens war verschwendet worden, und für sich selbst hatte er nichts gewonnen. Ja, da er nun unter seinen Freunden und Bekannten auch zeigen wollte, was er überall gesehen und gehört und erfahren habe, so gab ihm dieß neue Veranlassung zu neuen Verschwendungen und führte sein nunmehriges Elend nur desto schneller herbey. Alles was er nur in England, Frankreich und Italien Ausschweifendes oder wenigstens Auffallendes und von deutschen Sitten Abweichendes gesehen hatte, wurde von ihm, so gut sich es immer thun ließ, nachgeahmt. Da ließ er sich, nach einer mitgebrachten Zeichnung, eine

Kutsche

Kutsche bauen, um sagen zu können: in einer solchen Kutsche fuhr mein Freund der Lord M. nach Windsor zum König.

Fritz. Zu Windsor residirt der König von England?

Vater. Ja. Da mußte er diese oder jene Art Pferde haben, so wie sie einer seiner übrigen englischen Freunde gehabt hatte. Seine Zimmer wurden nach englischen Geschmack meublirt; im Anzuge machte er den französischen Stutzer. Und um zu beweisen, daß er auch nicht umsonst in Italien gereist sey, kaufte er die theuersten Bilder und veranstaltete oft Conzerts! — Du erinnerst dich, daß in Italien diese beyden Künste, Musik und Mahlerey vorzüglich getrieben werden.

Fritz. Wenigstens habe ich immer viel von Italienischen Sängern und Sängerinnen reden hören und nur gestern noch erzählte uns der Vetter, daß jährlich viel junge Künstler nach Italien reisen, besonders nach Rom, um sich da in ihren Künsten, in der Zeichenkunst, Mahlerey, Bildhauer- und Bau- und Kupferstecherkunst zu vervollkommnen. Denn dort, sagte er, wären die schönsten Muster zu finden, nach welcher diese jungen Künstler studierten.

Man fände da die größten Sammlungen der herrlichsten Werke von den größten Meistern in allen diesen Künsten, aus den ältesten und neuesten Zeiten.

Vater. Ganz richtig! — Das alles hatte der Baron gesehen oder sich zeigen lassen, und um Andere zu überreden, daß er diese Schönheiten nicht ohne Nutzen gesehen habe, kaufte er sich für vieles Geld, wie ich schon gesagt habe, die theuersten Bilder. Er glaubte nehmlich, Andere würden ihn deshalb für einen großen Kenner dieser Kunstwerke halten. Seine Eitelkeit wurde zwar befriedigt, denn er hörte sich oft, wegen seines guten Geschmacks, loben; allein der Verständige lächelte insgeheim über seine Thorheit und sein Vormund seufzte. Dieser gute alte Mann hörte nicht auf, ihm seine Unbesonnenheit mit den lebhaftesten Farben zu schildern, zumahl da jetzt die Zeit seiner Minderjährigkeit sich ihrem Ende nahete. Der Baron hörte ihn kaum an: ich kann nicht wie ein Knicker leben, war fast immer seine Antwort. Und stellte ihm dann der Vormund vor, daß er bald zum Bettler werden würde, wenn er so fortführe, so wies er ihn mit dem leichtsinnigen: das ist

meine Sorge! — zurück, und lebte und verschwendete, wie er gewohnt war.

Es sind nun ungefehr drey Jahre, als der Baron, der damals mündig worden war, die Verwaltung seines Vermögens selbst übernahm. Hier sahe er, wie übel er schon gewirthschaftet hatte, sein Vormund benutzte diese Gelegenheit und stellte ihm noch einmal mit väterlichem Ernst vor, daß er, von nun an wenigstens, eine andere Lebensweise anfangen möchte. — Bedenken Sie, sagte er ihm, daß sich schlechte Menschen Ihre Sorglosigkeit zu Nutze machen werden. Sie müssen ja schon aus Erfahrung gelernt haben, daß Sie sich mit allen Ihren Gutthaten, die Sie ohne Wahl nur immer an unwürdige Menschen verschwendeten, keinen einzigen Freund erworben haben. Keiner von allen, die sich bey Ihnen schon so oft sättigten, die an Ihrem Vergnügen Theil nahmen, ja die Ihnen oft zu den größten Verschwendungen Veranlassung gaben, keiner wird's Ihnen einmal danken, wenn Sie jemals so unglücklich werden sollten, der Hülfe dieser Menschen zu bedürfen. Ihr Vermögen reicht noch hin, daß Sie anständig davon leben können; allein fahren Sie noch ein Jahr so fort, alle die

Schma-

Schmarotzer zu füttern, die Sie umlagern, und alle Ihre Einfälle, und zugleich die Einfälle dieser Menschen zu befriedigen; so denken Sie an mich, so ist Ihr Unglück gewiß. Sie müssen Schulden machen, und ist es mit Ihnen nur erst so weit, dann — doch so weit werden Sie es nicht kommen lassen! Nein, lieber Baron, hören Sie die Stimme Ihres ältesten, redlichsten Freundes! — Fangen Sie von heute an zu beweisen, daß Sie im Stande sind, Ihren Leidenschaften zu gebieten. Sie lieben die Gesellschaft, Sie haben Gefallen an einem schönen Stall Pferde, Sie wohnen gern bequem, Sie lieben einen guten Tisch! Alles dieß können Sie haben; allein warum müssen immer zehen Andere daran Theil nehmen; warum müssen Sie es nur immer allein seyn, der das Vergnügen aller Uebrigen bezahlt? Sie sind in dem Alter, und Ihre Lage ist so beschaffen, daß es fast nothwendig für Sie wird, sich zu vermählen. Wählen Sie sich eine häuslich erzogene, an Kopf und Herz nicht verwahrlosete Person, die Sie, als vernünftiger Mann, lieben können, zur Gemahlin; Sie brauchen dabey nicht auf Vermögen, und meinetwegen auch nicht auf die Zahl ihrer

Ahnen zu sehen. Diese Veränderung wird für Sie vielfachen Nutzen haben. —

Ich kann nicht alles wiederholen, was der gute Mann ihm bey dieser Gelegenheit sagte; genug daß er sich, leider! vergeblich freute, als der Baron, von seinen Ermahnungen, diesesmal mehr als gewöhnlich gerührt zu werden schien. Er versprach ihm, ganz seinem Rathe zu folgen, denn er konnte sich's jetzt nicht verheimlichen, daß er in Wahrheit bisher ein Verschwender gewesen sey. Kaum waren aber einige Tage seit dieser Unterredung verflossen, so fühlte er, daß er mehr versprochen hatte, als er halten könne. Zwar machte er Anstalten, sich eine Gemahlin zu wählen; es wurden ihm mehrere junge Personen seines Standes, und welche die treflichste Erziehung erhalten hatten, vorgeschlagen, doch eben diese Anstalten warfen ihn wieder ganz in seine alte Lebensart zurück. Er wollte und konnte nicht wie andere vernünftige Leute dabey zu Werke gehen. Seine Wagen und Pferde, seine glänzende Bedienung, seine schöne Einrichtung in seinem Hause, seine prächtige Kleidung sollten ihn empfehlen; — und eben dadurch verfehlte er seines Zwecks gänzlich. Zweymal wurde er mit seinen Anträgen

trägen zurückgewiesen, denn die verständigen Eltern fürchteten nicht ohne Grund, daß ihre Kinder, mit einem solchen unbesonnenen Verschwender, unmöglich glücklich seyn würden.

Je weiter er bey dieser Gelegenheit in seiner Verschwendung gieng, je weniger glaubte er nun, ohne sich zu beschimpfen, von seiner Lebensweise etwas nachlassen zu dürfen. Bald reichten seine Einkünfte nicht mehr zu, er fieng an Gelder aufzunehmen, und, wie sein wackerer Vormund ihm vorhergesagt hatte, von diesem Augenblicke an wurde seine Lage von Tage zu Tage bedenklicher. Sein gewöhnlicher Aufwand gieng fort, er mußte Anfangs geringe, dann größere und endlich so viel Interessen bezahlen, daß in zwey Jahren seine Einkünfte kaum hinreichten, um damit die Interessen zu bestreiten. Nun verkaufte er ein Gut, bald darauf das zweyte. Noch blieb ihm eins und ein schönes großes Haus in der Stadt übrig — auch jetzt wagte es sein ehemaliger Vormund, in Verbindung mit einigen seiner Verwandten, noch einmal, ihm, über seine immer bedenklicher werdende Lage, die Augen zu öfnen, — es half vierzehn Tage! — Da verkaufte er, wie er versprochen hatte, seine

unnöthigen Wagen und Pferde, — um sich ein Paar Tage drauf — neue zu kaufen.

Kurz, auch da noch, als schon Gut und Haus wieder mit so vielen Schulden belastet waren, daß von den Einkünften beyder kaum die Interessen richtig hätten bezahlt werden können, zeigte er, zum warnenden Beyspiel, für Alle, die sich nicht in ihrer frühern Jugend gewöhnen, sich etwas versagen zu können, daß ein solcher Mensch ganz unverbesserlich sey. Ein alter Freund seines Vaters wollte ihm seine Tochter zur Gemahlin geben, doch unter der einzigen Bedingung, daß der Baron, wenigstens ein Jahr lang, auf dem Gute seines Schwiegervaters leben sollte, um sich unter seinen Augen allmählich zur Ordnung und zu einem vernünftigen Gebrauch seiner Zeit und seines Vermögens zu gewöhnen. Dieser würdige Mann, der sich jetzt zu seinem Retter anbot, war reich; er wollte die Schulden des Barons bezahlen, und ihn überdieß so einrichten, daß er mit einer Gemahlin und Familie ganz glücklich hätte leben können. Die Vermählung sollte jedoch nicht eher, als nach Ablauf des Probejahrs geschehen.

Fritz.

Fritz. Nun? und er schlug dieses großmüthige Anerbieten aus?

Vater. Nein, das that er zwar nicht. Er fühlte jetzt mehr als je, daß er auf keine andere und für ihn vortheilhaftere Weise, von seinem gänzlichen Untergange gerettet werden könnte. Er hatte die zärtlichste Liebe für die Tochter des edlen Mannes, der ihm jetzt die Hand bot; seine alten Freunde schienen ihm gleichgültig geworden zu seyn, selbst seine gewohnten Vergnügungen schienen keinen Reiz mehr für ihn zu haben. Er versprach, sich der väterlichen Fürsorge seines Wohlthäters ganz zu überlassen, glaubte auch wohl, daß er würde Wort halten können; allein, wie wenig kannte er sich selbst. Jene Gleichgültigkeit gegen seine Freunde, so wie gegen seine gewohnten Vergnügen, war bloß eine Folge des Ueberflusses, mit dem er alles genossen hatte. Nur vierzehn Tage hatte er jene nicht gesehen und diese entbehrt, so erwachten seine alten Leidenschaften fast stärker, als zuvor. Das Landleben, und der tägliche Umgang mit solchen Personen, die nur in der Beschäftigung mit nützlichen Arbeiten ihr Vergnügen finden, und die sich zur Erholung nur selten ein mäßiges Vergnü-

gen erlauben, wurde ihm bald langweilig; er sehnte sich nach der Stadt zurück; seine üble Laune wurde bald merklich; er ließ seinen Wunsch, von seinem Versprechen los zu kommen, immer lauter werden — kurz nach Verlauf von vier Wochen, die er in der liebenswürdigsten Familie, die sich alle Mühe gab, ihm seine Lage angenehm zu machen, verlebt hatte — war er wieder unter seinen alten Freunden. Der Erfolg ist dir bekannt. Da man ihn von nun an ganz seinem Schicksale überließ, so währte es kein halbes Jahr — und seine Schulden waren so groß, daß erst sein Haus, und dann sein Gut, von seinen Schuldnern verkauft wurden. Weil aber seine Schulden sein Vermögen überstiegen, so ist er endlich auch selbst als böser Schuldner der Obrigkeit übergeben worden, die ihn so lange in gefängliche Verwahrung gebracht hat, bis entweder seine Verwandten sich seiner annehmen und seine Schulden bezahlen, oder bis etwa seine Schuldner großmüthig genug sind, ihn aus seiner Gefangenschaft zu befreyen.

Sieh', lieber Sohn, die Geschichte dieses jungen Verschwenders, ist die Geschichte fast aller derer, die sich in ihrer Jugend alles nach-

sehen,

sehen, alles erlauben, und nichts versagrn wollen. Zwar haben nicht alle ein gleiches, aber doch sehr oft ein ähnliches Schicksal. — Begreifst du nun, warum ich wünschte, daß auch du anfangen möchtest, dich in einer Tugend zu üben, deren Vernachlässigung so viel nachtheilige Folgen auf unser ganzes Leben hat. Möchtest du es recht innig fühlen, wie elend der Mensch ist, der sich nichts versagen kann! O wir haben der Wünsche so viel, und fast täglich und stündlich entstehen neue Wünsche in uns; wie unglücklich muß der Mensch seyn, der nur dann froh seyn kann, wenn alle seine Wünsche erfüllt werden. Wie ehrwürdig ist dagegen ein Mensch, der ganz seiner Begierden Herr ist; kein Schicksal, treffe es ihn auch noch so unerwartet, sey es auch noch so hart, wird seinen Muth beugen. Seine Zufriedenheit, seine Ruh, das ganze Glück seines Lebens, hängt nicht von kleinen Widerwärtigkeiten ab, sie sind unerschüttert, weil er sich etwas versagen, weil er entbehren lernte, weil ihm nichts unvorbereitet treffen kann.

Du wirst zwar einst kein großes Vermögen besitzen, allein du hast andere Güter zu bewahren, die unendlich vorzüglicher sind, als jenes.

 Gesund-

Gesundheit, ein guter Name, ein reines Herz und unbeflecktes Gewissen, sind Dinge, deren Besitz zum Theil ganz davon abhängt, ob du enthaltsam, tugendhaft bist oder nicht. Du hast einst kein Vermögen, aber du hast jene Güter, hast auch Zeit und Freunde zu verliehren, frage dich nun selbst, ob es für dich wichtig ist, um diesen Preis, dich jetzt in dieser Tugend zu üben. Du bist überzeugt, daß wir auch in den schwersten Dingen Fortschritte machen, ja, daß wir es in vielen zu einer Vollkommenheit bringen können, die Andere in Bewunderung und Erstaunen setzt, wenn wir sie nur fleissig und unverdrossen üben. Ich will mich innig freuen, wenn du in Zukunft, ohne mein ferneres Erinnern, aus freyer Entschließung, dir in diesem und jenen Falle etwas versagst, was dir im Augenblick des Versagens zwar unangenehm seyn kann...

Fritz unterbrach seinen Vater; sein Entschluß, dem Wunsche seines Vaters nachzukommen, glänzte in seinen Augen.

Der heutige Versuch soll gewiß nicht der letzte seyn, mein gutes Väterchen; doch bitte ich Sie, daß Sie mich auf die Fälle aufmerksam

sam machen, wo ich vielleicht solcher Uebungen am nöthigsten bedarf.

Vater. Das soll geschehen, lieber Sohn; jetzt will ich dich nur an einige Angewohnheiten erinnern, die, nach meiner Meynung, schon so stark bey dir geworden sind, daß sie wohl deine Aufmerksamkeit verdienen. Versuche deine Kräfte im Anfange nur an dem leichtern; gelinget es dir mit diesen, so gehst du gewiß mit größerer Lust und bessern Muth an die schwerern. — Du schläfst gern lange. — bist oft ekel in der Wahl deiner Speisen, — wirst dich ungeduldig, — bist oft eigensinnig und —

Fritz. O still, still! liebes Vaterchen, ich weiß recht gut was, Sie noch sagen können. Aber Sie sollen sehen, Ihr Fritz wird Wort halten!

Ich breche diese Unterredung hier ab, um Euch noch einige Versuche mitzutheilen, die Fritz zu seiner Besserung anstellte.

Fritzens Versuche, sich in der Tugend der Enthaltsamkeit zu üben.

Du schläfst gern lange, sagte der Vater? — Er hat nicht Unrecht! Er hätte noch sagen können: und wenn du einmal nicht so lange geschlafen hast, als du wolltest, dann bist du verdrüßlich! Der Schlaf ist freylich süß! Aber werde ich immer so nachsichtige Eltern haben? Wenn ich nun von hier weg, unter fremde Leute komme, werde ich da auch so lange schlafen können? Wie wenn ich vielleicht gar manche Nacht schlaflos sollte hinbringen müssen? Oder wenn ich früh auf und sogleich an wichtige Arbeiten gehn müßte? Würde man mich dann fragen, ob ich Lust dazu habe? — Fritz, Fritz — du mußt dich anders gewöhnen! Du bist bisher um sieben Uhr aufgestanden, bist oft vor zehen Uhr, ja wohl noch früher zu Bette gegangen, hast zehen bis eilf Stunden geschlafen? Das ist zu arg; wart Faullenzer, morgen sollst du früher heraus; acht Stunden Schlaf sind für dich genug!

So

So sprach Fritz, als er ganz allein war, zu sich selbst, und rief die Magd. Sie kam. Sophie, redete er sie an, sey so gut und wecke mich morgen früh, halb sechs Uhr.

Sophie. Wie fällt Ihnen denn das ein? Nun, recht gern, aber ich wecke nur einmal.

Fritz. Denkst du, ich werde nicht aufstehen?

Sophie. Wie viele Male habe ich Sie nicht nur neulich rufen müssen, als Sie auch früh geweckt seyn wollten, und endlich standen Sie doch nur, wie gewöhnlich auf.

Fritz. Du hast Recht, aber morgen ist's etwas anders, du wirst sehen. Stehe ich nicht auf, so sollst du mich nie wieder wecken. Nun, vergiß es nicht, halb sechs Uhr.

Die Magd weckte zur bestimmten Zeit, Fritz wachte auf, besann sich Anfangs nicht, warum er gerufen wurde; schon wollte er sich wieder zurücklegen, da fiel ihm sein Entschluß ein. Aber — heute wenigstens könntest du noch ausschlafen! dachte er bey sich selbst. — Aber — wie? wenn du morgen wieder so zu dir sagtest? — frisch, heraus! Mit einem Sprunge war er auf den Beinen, ermunterte sich, wusch sich mit frischem Wasser und gieng

an

an seine Arbeit. Acht Tage stånd er so früh auf, am neunten brauchte man ihn nicht mehr zu wecken, und gleichwohl war er nicht einmal früh verdrüßlich gewesen. — Er freute sich, daß ihm sein Versuch gelungen war und behielt nun die Gewohnheit bey, früh aufzustehen, ja mit der Zeit kürzte er sich immer mehr vom Schlafe ab, bis er zuletzt kaum mehr sieben volle Stunden brauchte, und damals war er noch nicht zwölf Jahr alt. Wie viel er dadurch Zeit gewann? wie manchen schönen Morgen er nun genießen konnte? wie viel Freude er dadurch seinem Vater machte — darf ich Euch nicht sagen. — Aber das Gelingen dieses Versuchs, das ihm einen kleinen Stolz einflößte, erm[illegible]e ihn zu neuen.

Du bist zwar kein Langschläfer mehr; aber wie würde es werden, wenn du einmal gar nicht schlafen solltest? — Und weißt du wohl, ob du nicht auch in diesen Fall kommen kannst? Der Vater will morgen verreisen, es ist ihm daran gelegen, daß er mit dem Schlage drey Uhr aufsteht, weil um vier Uhr der Kutscher da seyn will — Sophie kann es doch wohl einmal

ver-

verschlafen! Wie? wenn du diese Nacht gar nicht zu Bette giengest?

Gedacht, gethan! Er sagte niemand etwas davon, nahm sich eine Beschäftigung vor und — war früh um drey Uhr noch munter. Freylich wollte ihn der Schlaf manchmal überfallen; aber dann sah er zum Fenster hinaus, ergötzte sich an dem schönen gestirnten Himmel, sahe den einzeln vorüber ziehenden Wolken zu und erhielt sich wach. — Wie freute er sich, als er nun seinen Vater wecken konnte! denn die Magd, die sonst zu jeder Stunde, wie sie sagte, aufstehen konnte, hatte dießmal wirklich zu fest geschlafen[illegible] und wie viel Freude machte Fritz seinem Vater, als er ihm sagte, warum er diese Nacht durch[illegible]t habe?

Du wirst dich zwar heute, sagte er ihm, besonders des Vormittags, etwas müde fühlen; allein, wenn du dich zu beschäftigen weißt, so wird dir kein Schlaf ankommen. — Fritz erfuhr das, er fühlte sich müde, sein Kopf war nicht so heiter, als gewöhnlich, doch während der Arbeit schien es, als ob ihm neue Kräfte zu wüchsen. Der Abend kam, ohne daß er schläfriger gewesen wäre, als gewöhnlich. — Bald darauf bekam seine jüngste Schwester die

Pocken.

Pocken. Sie war sehr ungeduldig und bedurfte Tag und Nacht genaue Aufsicht; Fritz erbot sich freywillig, abwechselnd mit der Magd, bey ihr zu wachen. Noch heute verdankt sie es der Liebe und Selbstüberwindung ihres Bruders, daß ihr Gesicht durch die Pockennarben nicht so häßlich entstellt ist, als das Gesicht vieler Mädchen, die eben so ungeduldig waren als sie. —

An seinem zwölften Geburtstage überraschten ihn seine Geschwister mit einem kleinen Angebinde. Da diese wußten, daß er ein großer Liebhaber von Backwerk war, so hatten sie ihm, unter andern, auch einen schönen Kuchen backen lassen. Fritz hatte große Freude darüber. Der Kuchen wurde des Mittags vorgeschnitten, und als jede anwesende Person einen kleinen Theil davon von ihm bekommen hatte, so hieß es: das Uebrige mag Fritz sich aufheben. Es geschah. Gegen Abend war er allein auf seiner Stube, nahm den Kuchen hervor und wollte sich eben ein Stück zum Vesperbrod abschneiden, als er ein großes Gelächter auf der Straße hörte. Er gieng an's Fenster,

da

da sahe er, daß die Kinder eines armen Schuh-
machers, der gegen über wohnte, einen kleinen
Knaben auslachten, der ein Stück Brod in
den Koth hatte fallen lassen und es nun wieder
zu reinigen suchte, indeß er bitterlich dazu
weinte.

Der arme Knabe, dachte Fritz bey sich, wer
weiß, wie sehr ihn hungert, und ob er von sei-
nen Eltern ein anderes Stück Brod bekommt. —
Er gieng vom Fenster weg, da lag sein Kuchen.
Er lachte ihn so einladend an, es war sein Leib-
kuchen; aber du hast heute Mittag schon ein
Stück davon gegessen? sagte er sich, — soll-
test du diese Beg[illegible]de nicht besiegen können? —
Schnell lief er zum Fenster, rufte den kleinen
Knaben zu sich: [illegible] ihm alles gebe? —
wenn er so viel hat, als sein Stück Brod be-
trägt, hat er genug. Fritz schnitt ungefehr so
viel ab. Der Kleine war ganz verwundert,
als er sein Stück beschmutztes Brod, gegen ein
so schönes Stück Kuchen vertauschen sollte —
jetzt nahm er es und eilte zurück auf die Straße.
Da versammelten sich die Kinder, die ihn vor-
her verlacht hatten, um ihn her. Der Kleine
wagte es nicht, den Kuchen zu kosten; Fritz
sahe ihm lange zu; indeß sahen die übrigen

Kinder bald das Stück Kuchen, bald Fritzen, der am Fenster stand, sehnlich an. — Ob ich den übrigen Kuchen unter diese Kinder vertheile? Aber sie verdienen ihn nicht — wollte sich Fritz entschuldigen, es fiel ihm noch schwer, seine Begierde zu besiegen — sie haben den armen Kleinen ausgelacht! — Ey Fritz! weißt du auch, ob sie aus Schadenfreude lachten? Vielleicht war der Kleine sehr ungeschickt, und lachen nicht auch oft Erwachsene über ähnlich Kleinigkeiten? du willst dich wohl nur entschuldigen. — Nein! her mit dir, ich esse dich zwar gern, aber du wirst diesen Kleinen nicht weniger gut schmecken, die vielleicht noch nie etwas so Gutes kosteten. — He da! rief er dem ältesten Mädchen zu, schnitt den übrigen Kuchen in vier gleiche Theile und gab ihr sie, um sie mit ihren drey Geschwistern auf seine Gesundheit zu verzehren. Das Mädchen entfernte sich mit frohem Gesicht und nun schmausten die Kleinen unter Fritzens Fenster, der seine herzliche Freude daran hatte, wie sie einander durch Zeichen und Geberden zu verstehen gaben, wie ihnen der Kuchen so herzlich gut schmecke.

Nein! sage mir Fritz, trat jetzt seine ältere Schwester zu ihm zur Thüre herein, ist das vor deinem Ende, daß du deinen Kuchen austheilst? — Woher weißt du denn das, und ist denn das nun etwas so Wichtiges? erwiederte Fritz. — Wichtig oder nicht, autwortete die Schwester, genug, ich habe dich nun doppelt lieb, weil du auch im Stande bist, deine kleine Naschbegierde zu unterdrücken, und sieh', damit du siehst, daß ich nicht weniger enthaltsam seyn kann, hier — (sie zog ein verborgen gehaltnes Papier hervor, in welchem etwas eingewickelt war), diese kleine Torte schickte mir heute der Bäcker, als ich den Kuchen für dich holen ließ; ich wollte sie bis morgen aufheben, aber, da nimm sie, sie soll dein, damit du, für deinen guten Willen, wenigstens eine kleine Entschädigung habest.

Fritz küßte seine gute Schwester — Ich danke dir liebes Schwesterchen, aber annehmen kann und will ich die Torte nicht. Es ist mir nicht darum zu thun, in diesem Augenblick meine Naschlust, wie du es nennst, zu überwinden; ich will im Ernst mir etwas versagen lernen, was ich bisher gern hatte, damit ich dann nicht unzufrieden werde, wenn ich es viel-

leicht einmal nicht haben kann. — Du sprichst ja wie ein Buch! sagte scherzend seine Schwester, aber ich glaube, du hast recht; nun was fangen wir aber mit der Torte an? — Zu viel auf einmal möchte den Kindern auch nicht gut seyn. — Sieh' doch! dort der Kleine, den du zuerst zu dir riefest — ich muß dir's nur gestehen, ich habe dich belauscht — der arme Schelm hat immer noch sein Stück Kuchen in der Hand, warum er es wohl nicht essen mag! —

Sie rufte ihn herbey, fragte ihn und — verschämt gestand der gute Kleine, daß er seiner Mutter ein Stückchen davon mit nach Hause bringen wolle. — Aber du hast ja noch gar nichts davon genossen? fragte sie wieder. Meine Mutter wird mir schon etwas geben. — Sie sahe ihren Bruder an, er verstand sie und nickte ihr seinen Beyfall zu. — Nun, weil du ein so guter Junge bist, hier hast du noch etwas, (sie gab ihm die eingewickelte kleine Torte), bringe das deiner Mutter, und iß nun das Stück Kuchen. Der Kleine dankte freudig und gieng — und Fritz und seine Schwester übten sich nun gemeinschaftlich in der Enthaltsamkeit und Selbstüberwindung, und sie hatten

hatten die Freude, da sie sich gegenseitig ermunterten, und sich mit Liebe einander auf ihre Fehler aufmerksam machten, daß sie selten etwas versuchten, ohne daß es ihnen gelungen wäre.

Sie hatten einst, mit ihrer Eltern Erlaubniß, einige ihrer jungen Freunde und Freundinnen bey sich. Unter andern Spielen, mit denen sie sich gegen Abend die Zeit angenehm vertrieben, wurde das sogenannte Mocquierspiel vorgeschlagen. Ihr wisset es vielleicht alle, daß sich da eine Person hinsetzen muß, eine andere gehet bey der übrigen Gesellschaft herum, und fragt jeden besonders, was er an der Person, die eben sitzt, zu tadeln finde, und jeder sagt nun dem Fragenden in's Ohr, was er etwa an dem Sitzenden auszusetzen hat. Der Frager erzählt hierauf laut, was ihm heimlich von dem Sitzenden ist mitgetheilt worden. Da nun ein Tadel oft beißender ist, als der andere, so muß der Sitzende sagen, welcher Tadel ihn am meisten geschmerzt habe; der Frager nennt dann die Person laut, von welcher sich dieser Tadel herschreibt, und diese Person muß

sich an die Stelle des Getadelten setzen, um sich tadeln zu lassen. —

Fritz kannte dieß Spiel noch nicht, und eben so wenig seine Schwester. Man bat also diese, daß sie sich zuerst setzen möchte. Es geschah, der Frager gieng herum, und nachdem er die ganze kleine Gesellschaft durchgefragt, erzählte er laut, was man ihm über Fritzens Schwester in's Ohr gesagt hatte. Es kam mancherley Wahres und Erdichtetes zum Vorschein; Fritz liebte seine Schwester wie sein eignes Leben — jetzt mußte er sie von Kindern tadeln hören, die er größtentheils für weit fehlerhafter hielt, als sie; er wurde bald blaß, bald roth. Sein Vater, der von ungefähr in das Zimmer gekommen war, wo die Kinder spielten, und der jetzt den Zuschauer machte, bemerkte bald, was in Fritzen vorgehe. Eben wollte Fritz, der seine Empfindlichkeit nicht länger unterdrücken konnte, die Vertheidigung seiner Schwester übernehmen, schon öffnete er den Mund, um wahrscheinlich dem unschuldigen Erzähler etwas sehr Unangenehmes zu sagen; — da rief ihn sein Vater zu sich. Er nahm ihn bey der Hand mit sich in ein Nebenzimmer: Ich wollte dir weiter nichts sagen, lieber Fritz, sprach er

hier

zu ihm, als daß du in einem Weilchen, wenn du ruhiger geworden bist, deine Gesellschaft bittest, daß sie dir erlaubt, dich auf den Moequierstuhl zu setzen.

Fritz. Ist das Ihr Ernst, liebes Vaterchen? Ich sollte mich von solchen unverständigen Kindern...

Vater. Sieh, wozu dich deine Empfindlichkeit verleitet? Ist das Urtheil, das du über diese guten Kinder fällest, wohl verständig? Was sie von deiner Schwester urtheilten, das geschahe im Scherz, du nahmest es für Ernst und wurdest unwillig und ungerecht.

Fritz. Es ist doch aber wenigstens ein sehr einfältiger Scherz, wenn man andern Fehler Schuld giebt, die er gar nicht an sich hat!

Vater. Wäre dir's lieber, wenn deine Schwester so fehlerhaft wäre, daß man gar nicht nöthig gehabt hätte, zu erdichteten seine Zuflucht zu nehmen? Irgend etwas mußte doch jeder an ihr tadeln, denn das brachte das Spiel so mit sich; und weißt du wohl so ganz gewiß, daß deine Schwester nicht einen oder den andern Fehler habe, den du noch nicht an ihr fandest? Vielleicht sahen andere richtiger, als du, weil sie unpartheyisch

waren. Aber gesetzt auch, man hätte deiner Schwester, wie ich selbst glaube, zu viel gethan, war es wohl artig, daß du darüber so empfindlich wurdest? Wenn ich dich nicht abgerufen hätte, würdest du nicht deine kleinen Gäste beleidigt haben? Würden sie dann nicht völlig gegründete Ursache gehabt haben, dich laut der Unhöflichkeit zu beschuldigen oder sich auf deine Unkosten lustig zu machen? — Siehe, lieber Sohn, so weit konnte dich deine allzugroße Empfindlichkeit führen, — in Spiel und Scherz und gegen deine Freunde. Wolltest du diesen Fehler bey dir überhand nehmen lassen, wie unglücklich würdest du dich einst machen, zu wie vielerley unangenehmen Auftritten würdest du Veranlassung geben, wie manche Freude würdest du dir und andern verderben? — Benutze ja die Gelegenheit, die dir das heutige Spiel giebt, die schiefen Urtheile Anderer ertragen und deine Empfindlichkeit mäßigen zu lernen. Bedenke, daß nicht immer böser Wille die Menschen zu falschen Urtheilen leidet. Oft ist ihr Unvermögen, ihre Unfähigkeit daran Schuld, oft die Unbekanntschaft mit den Gegenständen, die sie beurtheilen wollen, — und dann verdienen

sie

sie sanfte Zurechtweisung, aber keine unhöfliche Behandlung. Ein empfindlicher Mensch ist gewöhnlich auch der, welcher die Handlungen anderer am schiefsten beurtheilt; er findet überall etwas Beleidigendes für sich, wo der andere oft gar nicht daran dachte. Geh', versuche, ob du den Tadel anderer mit Gelassenheit ertragen kannst — prüfe dich, ob er gegründet ist; ist er es, so suche künftig das zu meiden, was tadelnswerth ist; ist er es nicht, so denke, daß man jetzt scherzt, — und sollte man künftig dich wirklich unrichtig beurtheilen, so überlege, daß auch du dich irren kannst.

Fritz. Ich glaube nicht, daß ich so unwillig geworden wäre, wenn man von mir selbst so viel Uebles gesagt hätte. Allein daß man die arme Schwester so hämisch behandelte. —

Vater. Du wirst mir heute Abends wieder sagen, ob du gelassen bliebest, als der Tadel dich selbst angieng. Jetzt geh' wieder zu deiner Gesellschaft, man wird auf dich warten.

Ja, ja! zur Strafe soll er sich auf den Mocquierstuhl setzen, hörte sich Fritz entgegen rufen, da er wieder zu seiner kleinen Gesellschaft kam. Wer soll sitzen? fragte er. — Wer sonst als Sie? antwortete ihm ein kleines

munteres Mädchen. Ist das artig, daß Sie ihre Gäste so lange verlassen? Ihr Schwesterchen will nicht sagen, welcher Tadel ihr der unangenehmste gewesen ist, wir sind daher in Verlegenheit, wer sich setzen soll, und nun sollen Sie zur Strafe...

Gut, gut, sagte Fritz, nur machen Sie es gnädig! Keine Fürbitte, rief ein Knabe, es geht einem, wie dem andern — und in Wahrheit, man schonte den armen Fritz nicht. Seine Empfindlichkeit war nicht unbemerkt geblieben und man tadelte ihn deshalb strenge. Es kostete ihm viel, ruhig zu bleiben, doch hielt er aus und hatte sogar den Muth, zu gestehen, daß der Tadel wegen seiner Empfindlichkeit ihn der unangenehmste gewesen sey, weil er ihm für wahr erkannt habe. — Seine Schwester küßte ihn herzlich für diesen Beweis seines schönen Herzens, und Fritz, der das sehr gegründet gefunden hatte, was ihm sein Vater kurz zuvor sagte, bat nun selbst, daß das Spiel fortgesetzt werden möchte. Ja, er gab einem andern Spiele, das nach diesem vorgeschlagen wurde, seinen herzlichen Beyfall, weil er ebenfalls dabey lernen konnte, bey unangenehmen Wahrheiten, die ihn gesagt wurden, ruhig zu bleiben.

bleiben. — Wollet ihr das Spiel kennen lernen? — Wohl! Es heißt: das Ehrengericht; der Gedanke dazu ist von dem Todtengericht der alten Egyptier entlehnt. Ihr werdet wohl thun, wenn Ihr Euch, von einem Eurer ältern Freunde, sagen lasset, was es mit diesem Gericht für eine Bewandniß gehabt habe — im Fall Ihr es noch nicht wissen solltet. Unser Spiel wird also gespielt:

Es werden kleine Zettel geschnitten, und auf jeden derselben wird irgend eine gute oder üble Eigenschaft, irgend eine gute oder schlechte Angewöhnung, oder überhaupt eine Tugend oder Laster geschrieben, die man nur immer an Menschen zu finden pflegt. Je mehr solcher Zettel, desto besser. Diese Zettel werden nun, die, auf welchen Tugenden stehen, besonders, und die, auf welche Fehler verzeichnet sind, auch besonders, in zwey offene Gefäße gethan. — Hierauf werden so viel kleine Zettel geschnitten, als Personen da sind, welche mitspielen wollen. Auf viere derselben werden auf eins die Zahl 1, auf's zweite, die Zahl 2, auf's dritte, die Zahl 3, und auf's vierte, die Zahl 4 geschrieben, alle übrige können mit einer Null, oder mit 5, 6, 7, 8, Zahlen bezeichnet werden.

Soll nun das Spiel beginnen, so werden diese mit Zahlen bezeichneten Zettel wie Loose zusammengerollt, und in ein verdecktes Gefäß gethan. Jeder Mitspielende zieht nun einen dieser Zettel. Wer No. 1 zieht, ist Richter, No. 2, Ankläger, No. 3, Densensor oder Vertheidiger des Beklagten, No. 4 ist der Beklagte, über den das Ehrengericht gehegt wird; alle übrige Loose sind Beysitzer des Richters.

Nun gehen, außer den Beklagten, der sich unterdessen entfernen muß, alle, einer nach dem andern, zu dem Gefäße, worin die mit den Tugenden und Fehlern bezeichneten Zettel offen liegen, und nimmt von jeder Art einen, so wie er glaubt, daß der Beklagte diese oder jene gute Eigenschaft an sich habe. Hält er, z. B., den Beklagten für naschhaft oder träge, so nimmt er den Zettel, worauf dieser oder jener Fehler geschrieben ist, — findet er an ihm eine gute Eigenschaft, so nimmt er den Zettel, worauf sie bemerkt ist. — Haben alle Personen ihre Zettel, so werden sie, — die mit guten Eigenschaften bezeichneten abgesondert, von denen, die mit schlechten bezeichnet sind, verkehrt auf den Tisch gelegt, um den sich der Richter mit seinen Beysitzern setzt.

Der

Der Ankläger nimmt nun die letztern, der Defensor dagegen die erstern an sich. Durch den Richter wird hierauf der Beklagte aufgefodert, sich zu stellen. Ist dieser erschienen, so klagt ihn der Ankläger wegen der Fehler an, die er auf seinen Zetteln findet; dieß thut er, indem er die Schädlichkeit dieser Fehler zeigt, und beweiset, daß sie der Beklagte an sich habe. Zuletzt geht er den Richter an, ein gerechtes Urtheil über den Beklagten zu fällen. — Hat der Ankläger geredet, so tritt der Defensor auf, sucht den Beklagten zu vertheidigen, und bemüht sich, zu beweisen, daß dieser wegen seiner guten Eigenschaften, — er geht alle die durch, welcher er auf seinen Zetteln findet, — vielmehr belohnt als bestraft zu werden verdiene. — Hat der Defensor gesprochen, so befiehlt der Richter dem Beklagten, sich zu entfernen, und schreitet nun zum Urtheil. Dabey wird es also gehalten:

Richter und Beysitzer bekommen jeder eine weiße und eine schwarze Kugel, oder zwey Stück Papier, auf deren einem Lohn, auf dem andern Strafe — geschrieben ist. Der Richter läßt einen verdeckten Hut, oder irgend ein anderes Gefäß, bey den Beysitzern herumgehen,

gehen, und jeder derselben wirft nun entweder seine weiße Kugel oder den mit Lohn beschriebenen Zettel hinein, wenn er den Beklagten für gut vertheidigt und belohnenswerth hält, — oder, wenn er glauben sollte, die bösen Eigenschaften des Beklagten überwögen seine guten, so giebt er durch die schwarze Kugel oder durch den mit Strafe beschriebenen Zettel seine Stimme zur Bestrafung. Der Richter stimmt zuletzt, und hat das Recht, wenn die Zahl der Stimmenden gleich wäre, zwey Stimmen zu geben.

Sind die Stimmen gesammelt, so zählt sie der Richter vor den Augen der Beysitzer; der Beklagte wird gerufen, und erfährt nun, nachdem er sich zuvor anheischig gemacht hat, dem Ausspruche des Gerichts sich ohne Widerrede zu unterwerfen, ob er durch das Ehrengericht schuldig oder frey gesprochen worden. — Ist er schuldig, so kann ihm jeder der Mitspielenden zur Strafe einen Dienst auflegen. — Man wählt dann solche Dienste, wobey er Gelegenheit bekommt, eine Tugend auszuüben, die den an ihm gerügten Fehlern entgegen gesetzt ist. — Ist er frey gesprochen, so kann er nun von jedem der Mitspielenden einen Dienst

oder

oder eine Gefälligkeit fodern. Er kann sich, zum Beyspiel, von jedem eine Anekdote erzählen oder irgend etwas anders verrichten lassen. Sollte das Spiel fortgespielt werden, so ist er im nächsten Spiel, ohne daß er weiter mit das Loos ziehen dürfte, Richter.

Dieß Spiel, das viel Unterhaltung gewährt und für die spielenden Personen sehr nützlich werden kann, scheint für Kinder Anfangs schwer; es ist es aber nicht. Unter Anleitung eines Erwachsenen habe ich es öfters, mit [illegible]ihrem Vergnügen für mich und für alle Theilnehmer, von Kindern von acht bis zwölf Jahren spielen sehen.

Auch Fritzen gefiel es und er schlug es so oft vor, als er nur immer Gelegenheit dazu fand. Ich darf Euch nicht sagen, wie zufrieden sein Vater mit ihm war, als er ihm Abends erzählte, wie viel Geschmack er noch an dem und einem ähnlichen Spiel gefunden habe, das er Anfangs, weil er seine Empfindlichkeit nicht unterdrücken konnte, so sehr herabsetzte. — Um mir den Raum zu noch einigen kleinen Geschichten, die ich für dieses Bändchen bestimmt habe, nicht ganz zu nehmen, breche ich hier Fritzens Geschichte ab. Vielleicht

leicht erzähle ich im nächsten Bändchen noch einige seiner Versuche.

Im Zorne thut der Mensch nicht, was vor Gott recht ist!

Fritz war empfindlich, allein er hörte auf vernünftige Vorstellungen und brachte es durch weise Selbstüberwindung bald dahin, daß er auch ungerechten Tadel mit Gelassenheit ertragen lernte. Franz, einer seiner jüngern Bekannten, war auch empfindlich, allein theils fehlte es ihm an einem verständigen Freunde, der ihn bey Zeiten vor diesem Fehler gewarnt hätte; theils mangelte es ihm an dem guten Verstande, der ihn selbst auf die nachtheiligen Folgen hätte führen können, welchen er sich durch die Aeußerungen dieses Fehlers aussetzte. —

Als kleiner Knabe schon konnte ihn jede Kleinigkeit beleidigen; dann setzte er sich auf einen Winkel, sprach mit Niemand, nahm an keinem Spiele Theil, und verdarb seinen Gespielen, die alle fröhliche, muntere Kinder waren und es nicht leiden mochten, wenn jemand unter

unter ihnen traurig den Kopf hieng, manche Freude. Diese Unart wuchs, wie alle Fehler, mit den Jahren. Als er einige Jahre älter geworden war und sich stärker fühlte, wurde er gewöhnlich, wenn er sich durch irgend etwas beleidigt glaubte, unhöflich, schimpfte, fluchte, und nicht selten mishandelte er sogar seine jüngern Freunde mit Schlägen. Natürlich machte er sich dadurch nicht beliebt; man sahe ihn ungern sich in ein Spiel mischen, und wer ihn ganz vermeiden konnte, der wich ihm auf immer aus. Sein Umgang wurde zuletzt nur auf solche Personen eingeschränkt, die mit ihm gleiche Sitten hatten, oder die, seiner Eltern wegen, ihn manchmal unter sich ertragen mußten. —

Er mußte wohl fühlen, daß er sich durch seine pöbelhafte Aufführung verächtlich gemacht habe; allein solche Menschen wollen es sich niemals selbst gestehen, daß sie an dem Schuld sind, was ihnen begegnet. Wenn er daher hörte, daß dieser oder jener seiner Bekannten seine jungen Freunde zu sich gebeten, und mit ihnen einen vergnügten Tag gehabt habe, so nahm er gewöhnlich seine Zuflucht zu Verläumdungen und Schimpfreden, die er über den

ausschüttete, der ihn, seiner üblen Aufführung wegen, von seiner Gesellschaft ausgeschlossen hatte. Indeß wurde sein Fehler immer mächtiger; es vergieng fast keine Woche, wo er nicht mit irgend jemand Händel gehabt hätte. Weil es nun dann und wann geschah, daß er bey solchen Auftritten den Kürzern zog, und er doch niemals eine Beleidigung auf sich sitzen lassen wollte, so gab immer eine Zänkerey Anlaß zu einer neuen. Allmählich verbitterte sich sein Gemüthscharakter so sehr, daß er, der immer rachsüchtige Anschläge mit sich umher trug, der alle seine Bekannten für seine Feinde hielt, und selbst keines Menschen Freund war, aus Unzufriedenheit mit sich selbst und allen Andern, sich oft den Tod wünschte.

Denkt Euch die traurige Lage eines solchen jungen Menschen, der erst angefangen hat, zu leben, der in den Jahren steht, die sonst die heitersten und frohesten zu seyn pflegen, und der sich selbst, durch sein eignes Verschulden, das Leben so unverständig zur Last macht, daß er davon befreyt zu seyn wünschen kann! Wie unglücklich, wie bedauernswürdig muß er seyn! — Begleitet ihn, in Gedanken, mit mir in eine Gesellschaft! — Er tritt ein; man erwiedert

seinen

seinen Gruß — aber, dort verneigte sich jemand etwas zu tief — und sogleich nimmt er das für Verspottung auf; ein anderer machte seine Verbeugung etwas schnell, und er findet darin Verachtung. Ein dritter sah ihn nicht kommen, vielleicht weil er mit jemand sprach, der von der Thüre entfernt war, oder weil er so stand, daß er die Thüre nicht in den Augen hatte — Franz erklärt sich das anders, — dieser Mensch, denkt er bey sich, legt es darauf an, dich zu beleidigen. — Er legt seinen Hut ab, und — entweder weil die Gesellschaft schon unter sich selbst beschäftigt ist, oder weil man ihn schon kennt, — bleibt er ein Weilchen ohne Unterhaltung, — das ist doch wohl Geringschätzung? Jetzt redet ihn jemand an, — der Himmel sey dem gutmüthigen Menschen gnädig, wenn sein Ton nur im mindesten etwas Auffallendes hat. Indem er mit diesem spricht, lacht irgend jemand etwas laut — o das geht gewiß ihn an, man ist über ihn her — kurz jede Miene, jedes Wort, jeder unschuldige Scherz ist ihm verdächtig, der Alles verdächtig findet. Bald läßt er sich's merken, er fängt an unruhig zu werden, oder war es vielmehr gleich Anfangs, nun — bit-

tet er diesen oder jenen hämisch um Verzeihung, daß er ihm mit seiner Gegenwart lästig ist; er spricht noch mit halber Stimme, aber bald wird er laut — und dann ist es um das Vergnügen der Gesellschaft geschehen, wenn er nicht noch bey Zeiten voll Verdruß seinen Hut ergreift, und, ohne Abschied zu nehmen, das Haus verläßt, wohin man ihn, nach seiner Meynung, bat, um ihn lächerlich zu machen.

So sammelt er sich bey jeder Gelegenheit neuen Stoff zu Misvergnügungen und Zänkereyen. Armer Franz, ich beklage dich, denn es wird immer schlimmer mit dir! doch ich darf, aus mehrern wichtigen Ursachen, ihn durch den Verfolg seiner Jugendgeschichte nicht noch kenntlicher machen. Nur, damit Ihr wisset, warum ich gerade die Ueberschrift zu dieser Erzählung wählte, die Ihr darüber leßt, und zu Eurer Warnung erzähle ich noch eine der traurigsten Folgen, die sein, durch seine immer mehr genährte Empfindlichkeit, aufgereizter Zorn für ihn hatte.

Er wurde eines Tages mit mehrern jungen Leuten seines Alters zu einem alten Freunde seines Vaters gebeten, der einem seiner Söhne, welcher auf einer entfernten Schulanstalt stu-

dierte,

dierte, und der ihn jetzt besuchte, mit dieser Gesellschaft seiner alten Gespielen, ein Vergnügen machen wollte. Diese jungen Leute waren ungemein froh unter einander, nur Franz war mit seiner gewöhnlichen üblen Laune geplagt. Er hatte, nur einige Tage vorher, mit einem dieser jungen Leute einen lebhaften Wortwechsel gehabt. Dieser junge Mensch nahm sich wirklich manche Freyheit vor andern seines Alters heraus, weil er der Sohn eines Offiziers war, der an dem Orte, wo Franzens Eltern lebten, der Erste und Vornehmste war. Auch an dem Tage, von dem ich erzähle, wollte er, daß man sich in allen Stücken nach ihm richtete. Franz, ziemlich der Aelteste von der Gesellschaft, der ohnedem noch wider jenen Eingebildeten aufgebracht war, hatte keine Lust, sich nach diesem zu bequemen, und war daher immer wider ihn; — es entstand Streit, er wurde einigemahle geschlichtet, allein das Feuer brach immer wieder von Neuem aus. Franz schimpfte, sein Gegner schimpfte wieder und ehe man sich es versahe, hatten sie einander bey den Haaren. Die übrige Gesellschaft wollte sie aus einander bringen, es war unmöglich; die Erbitterung

war bey beyden zu groß; Franz war seinem Gegner an Kräften überlegen, dieser dagegen war weit gewandter als Franz — endlich siegte dieser als der Stärkere, und, wüthend wie er war, zerschlug er den armen Besiegten so jämmerlich, daß man ihn endlich mit Gewalt von ihm losreißen mußte. Franzens Kleider, Wäsche und Frisur war hin, aber noch schlimmer stand es mit seinem Gegner, der überdieß heftig blutete. Jetzt kamen auch auf das Geschrey, das die Schläger, besonders der Ueberwundene erhoben hatten, die Eltern der jungen Leute herbey. — Möchte wohl jemand von Euch an Franzens Stelle gewesen seyn? Doch er sollte nicht blos beschämt werden. Der Sohn des Offiziers war; aller Bitten ungeachtet, so zugerichtet, wie er war, nach Hause gegangen. Kaum hatte sein Vater, ein hitziger Mann, erfahren, was vorgefallen war, so eilte er, auf's äußerste aufgebracht, in den Garten, wo die Gesellschaft noch versammelt war, fand Franzen, und, ohne ihn, oder irgend einen andern der Umstehenden anzuhören, mishandelte ihn mit eigner hoher Hand so unmenschlich, daß er fast halbtodt liegen blieb. Seht da, überall die traurigen Folgen des Zorns.

Ob sich Franz, durch diese harte Züchtigung belehrt, gebessert habe, kann ich Euch noch nicht sagen. Ich habe lange nichts von ihm gehört. Möget Ihr, durch sein Beyspiel gewarnt, nie ähnliche Erfahrungen zur Besserung bedürfen.

Helfet den Blöden mit Liebe zurecht, Spott bessert ihn nicht.

Man findet nicht selten die Unart bey Kindern, daß sie sich über andere Kinder lustig machen und sie schadenfroh verspotten, wenn diese sich nicht so frey und anständig zu betragen wissen, als sie selbst. Ob sie daran recht thun? Doch sie mögen, wenn sie das folgende Gespräch lesen, selbst urtheilen.

Nun, dergleichen einfältigen Menschen habe ich doch noch niemals gesehen, sagte Moritz, und lachte dabey aus vollem Halse.

Wen meynen Sie, fragte sein Lehrer mit einem ruhigen Ton.

Moritz. Sie fragen wohl nur im Scherz.

Lehrer. Nichts weniger, ich frage, weil ich in Wahrheit, aus Ihrem Gelächter nicht beurtheilen kann, über wen Sie eigentlich lachen.

Moritz. Hätten Sie denn gar nicht den kleinen Menschen bemerkt, wie er sich betrug? wie albern er sich verbeugte, als er zur Thüre herein trat? wie tölpisch er Ihnen den Brief überreichte? wie einfältig er sich benahm, da Sie ihn baten, sich nieder zu setzen, und überhaupt sein ganzes Betragen wäre Ihnen nicht aufgefallen?

Lehrer. Ich bewundere Ihre Gabe, etwas lächerlich zu machen; allein (sehr ernsthaft) ich würde Sie beklagen müssen, daß Sie so sprechen nnd urtheilen könnten, wenn ich nicht Ihren großen Leichtsinn kennte. — Einen einfältigern Menschen, als diesen guten Knaben, sagen Sie, haben Sie noch nie gesehen? Seit wenn beurtheilt wohl ein verständiger Mensch einen andern, nach der Art, wie er sich verbeugt, wie er einen Brief überreicht, oder wie er sonst etwa einen Auftrag ausrichtet?

Moritz. Sie sagten ja aber selbst, es ist nicht lange her, daß ein guter äußerlicher Anstand

stand eine stumme Empfehlung sey, die uns oft Freunde erweckt, ehe wir noch den Mund öffneten? Kann nun nicht das Gegentheil ein linkisches Betragen...

Lehrer. Es kann einen Menschen nicht geradezu empfehlen, das ist wahr, allein werden Sie darum jeden, der einen guten äußerlichen Anstand hat, auch sogleich für verständig und klug halten? — Wie?

Moritz. Das wohl nicht, aber man hält doch den für einfältig, der sich so albern beträgt, wie der junge Mensch.

Lehrer. So gehöre denn ich und noch mancher andere, den Sie doch wohl nicht geradezu für einfältig erklären dürften, nicht zu der Zahl derer, die jeden für einfältig halten, der sich äußerlich nicht so beträgt, wie Sie es verlangen, und wie ich selbst und jeder Verständige es von einem wohlerzogenen Menschen fordere. Wer, meynen Sie, Moritz, hat wohl hier diesen Aufsatz geschrieben? — (Der Lehrer suchte unter seinen Papieren, und gab Moritzen den gedachten Aufsatz hin).

Moritz. In der That eine hübsche, leserliche Hand.

Lehrer. Bleiben Sie nicht bey der Hand stehen, denn eine hübsche Hand schreiben, erfordert eben keinen großen Verstand. Lesen Sie den Aufsatz selbst, und sagen Sie mir dann, ob ihn wohl ein einfältiger Mensch geschrieben haben könne.

Moritz. (nachdem er mit Bedacht gelesen) Recht sehr hübsch, recht sehr gut erzählt, und die eingestreuten Bemerkungen, so wahr! das wäre ich nicht im Stande. —

Lehrer. Nun? meynen Sie, daß ein einfältiger Mensch einen solchen Aufsatz schreiben könne?

Moritz. Nein, in Wahrheit nicht; es muß ein sehr verständiger Mensch gewesen seyn, der über einen so unbedeutenden Gegenstand so viel Gutes sagen konnte.

Lehrer. (nimmt den Aufsatz, legt ein anderes, nur zum Theil beschriebenes Blatt um denselben, und giebt ihn Moritzen zurück). Hier lesen Sie den Nahmen des Verfassers, und die Absicht, in der er diesen Aufsatz schrieb.

Moritz. (liest) Meinem würdigen Freunde, Herrn N. an seinem Geburtstage, aus dankbarer Liebe zugeeignet von H. K. Runde. — Runde? so nannten Sie ja vorhin den jungen

Men-

Menschen, der Ihnen den Brief brachte? — Und dieser hätte diesen Aufsatz geschrieben?

Lehrer. Fodern Sie einen andern Beweis, als meine Versicherung? — Verdient nun dieser junge Mensch den beleidigenden Beynahmen, den Sie ihm gaben? Sein Betragen, es ist nicht zu leugnen, ist anstößig, aber nur aus dem Wenigen, was Sie von ihm gelesen haben, müssen Sie schon einsehen, daß er sich gewiß nicht so benehmen würde, wenn nicht besondre Umstände seine körperliche Ausbildung aufgehalten oder vielmehr ganz verhindert hätten?

Moritz. Ich kann mich von meinem Erstaunen kaum erholen! Es würde mir recht sehr leid thun, wenn er mein unbesonnenes Gelächter gehört haben sollte.

Lehrer. Und mich freut es, daß Sie selbst fühlen, wie unanständig Sie handelten, da Sie eines Menschen spotteten, der Ihre Achtung verdiente.

Moritz. Ich danke Ihnen für Ihre gütige Schonung. Sie sollen mir nie wieder, um ähnlicher Ursache willen, Vorwürfe machen dürfen! — (Nach einer kleinen Pause) Aber wie mag es immer gekommen seyn, daß ein verstän-

diger Mensch, wie dieser, so blöde und schüchtern geblieben ist.

Lehrer. Ich vermuthe, er hat mit allen Menschen, an denen man ein ähnliches Betragen findet, gleiches Schicksal gehabt. — Seine Eltern führten ein sehr eingezogenes Leben, sie sahen wenig Gesellschaft bey sich, besuchten selten jemand, ihre Kinder blieben daher andern Menschen fremd. Als diese heranwuchsen, wurden sie entfernt, wenn jemand zu ihren Eltern kam, — vielleicht weil die Eltern fühlten, daß ihre Kinder sich nicht anständig zu betragen wüßten. Wie hätten sie also sich gut betragen lernen sollen. Nur in Gesellschaft, und wenn man oft Gelegenheit hat, mit vielerley Menschen umzugehen, lernt man das, was man Lebensart nennt und den guten Anstand, der uns andern so vortheilhaft empfiehlt. — Lassen Sie nun einen jungen Menschen, der so eingezogen lebte, unter andere Menschen kommen; sein Betragen wird nothwendig auffallen, und, da leider der größte Theil unverständig ist, der arme Mensch wird verlacht, und eben dadurch nur noch blöder gemacht werden. Ist's ein Wunder, wenn dergleichen Menschen am Ende ganz Leutescheu

wer-

werden? — Gewöhnlich gehören diese Art Menschen nicht unter die schlechtesten. Denn hätten Sie kein Gefühl für Ehre, so würden sie sich über das Lachen anderer gleichgültig hinwegsetzen. Aber eben, weil sie ein sehr feines Ehrgefühl haben, schmerzt sie der Spott anderer um desto mehr; und daher geschieht es, daß sie oft, wenn sie es recht gut zu machen meynen, nur noch auffallender fehlen. In der Verlegenheit, in der sie sind, vergessen sie oft auch das, was sie sonst wohl zu thun wüßten. — Ist es also nun wohl edel, — solche, gewöhnlich sehr ehrliebende Menschen, durch unverständigen Spott zu kränken, und ihre Verlegenheit noch größer zu machen? — Wenn man einem solchen Schüchternen freundlich die Hand böte und ihn mit Liebe zu recht wiese, würde man dadurch nicht mehr ausrichten?

Moritz. O gewiß, und ich will des jungen Runde Freund werden. Er soll mich erst kennen lernen, daß ich es recht herzlich gut mit ihm meyne, und wenn ich ihn fehlen sehe, will ich es ihm freundschaftlich sagen. Er muß uns nur recht oft besuchen, dann nehm ich ihn mit zu Papa, und gefällt er nur diesem, dann ist ihm

ihm gewiß geholfen! O ich freue mich schon so sehr —

Lehrer. Sie können sich nicht so sehr freuen, als Sie mir jetzt durch Ihren schönen Vorsatz Freude machen — und um Ihnen die Ausführung desselben zu erleichtern, möchte ich Ihnen fast einen Vorschlag thun. Ja ich hoffe es, es ist Ihnen Ernst.

Moritz. O ich bitte Sie, was sind Sie Willens, Sie sollen ganz überzeugt werden, daß ich es ernstlich meyne...

Lehrer. Der Vater des jungen Runde hat mir schon längst angelegen, seinem Sohne wöchentlich einige Privatstunden zu geben. Ich habe seine Wünsche bisher nicht befriedigen können, weil es mir dazu an Zeit fehlte. Aber wie wäre es, wenn Sie selbst Ihren guten Vater darum ersuchten, daß er dem jungen Runde erlaubte, einige Ihrer Lehrstunden zu besuchen?

Moritz. Das ist ein herrlicher Einfall! Ja, ja, diesen Abend, sobald Papa nach Hause kommt, ist es meine erste Bitte an ihn, und ich bin gewiß, er wird sich darüber freuen und es gern erlauben.

(Den Erfolg dieser Unterredung nächstens.)

Fortsetzung der Abendunterhaltungen des Vater Roderichs mit seinen Enkeln.

Nun, ich muß gestehen, sagte Lieschen, als am folgenden Abend Vater Roderich sich gesetzt hatte, um seine abgebrochene Geschichte fortzusetzen, ich muß gestehen, ich bin sehr neugierig, wie sich noch das enden wird. Wir wollen nur recht hübsch stille sitzen, damit Großväterchen recht bald zu Ende kommt.

Das gebe der Himmel, rufte Karl seufzend aus, daß du dir selbst Wort hältst! — Soll ich sagen, wo Sie stehen blieben?

Großvater. Kannst du doch!

Karl. Moawi, Nuraddin's Sohn, der von dem guten Alkis erzogen worden war.

Ließchen. O weh! du erzählst ja die ganze Geschichte von vorn!

Karl. Ich wäre nun schon fertig, wenn du mich nicht unterbrochen hättest! Moawi wollte Obinden, dem schönen Mädchen, das er so unverhoft angetroffen hatte, die Schrift abneh-

abnehmen, die ihr vom Alkis war übergeben worden, um sie dem Könige zu überreichen. Weil er sie nun ohne Zweifel würde gemißbraucht haben, denn das konnte die Fee wohl wissen, und weil er besonders so sehr undankbar gegen seine Wohlthäter gewesen war, verwandelte ihn die Fee in einen alten Greis.

Lieszchen. Nun, wenn das nicht langweilig wiederholt war! und hast doch noch das Beste vergessen: Moawi soll seine erste Gestalt nicht eher wieder erhalten, als bis er einen Menschen finden wird, der ihm für seine Wohlthaten dankt.

Heinrich. Doch fehlt noch etwas: Er soll auch Olinden nicht eher wieder sehen und durch ihre Liebe glücklich werden.

Lieszchen. Du hast recht, — aber, Großväterchen, wird denn Moawi wieder jung werden und Olinden...

Karl. Wer wollte denn recht still seyn, daß Großväterchen recht bald zu Ende käme? — Er hat noch nicht angefangen und du hast schon zehenmal...

Großvater. Damit ihr mich nicht noch länger abhaltet, muß ich schon anfangen; du mußt dich indeß gedulden, Lieszchen, bis deine

Frage

Frage beantwortet wird. — Moawi sahe sich also, zu seinem größten Schrecken, plötzlich in einen Greis verwandelt und um ihn her war alles verschwunden, was ihn vorher auf so verschiedene Art beschäftigt hatte. Es ist unmöglich, Euch sein Entsetzen zu schildern, als er jetzt seine veränderte Gestalt in einem Bache erblickte, der neben ihm sich hinwand. Lange stand er da, ohne zu wissen, was er zu dem allen denken oder was er thun sollte. Wie?— sagte er sich endlich, als er zu einigem Besinnen kam, und nun erkannte, daß das kein Traum sey, was mit ihm vorgegangen war; wie? Alkis wäre unschuldig, und alle meine Freunde, der ganze Hof, der König selbst, wäre eine Rotte Bösewichter, die ihn gegen mich verläumdet hätte; ich wäre nichts, als ein Nichtswürdiger, der alle das Gute, was er mir erzeigt, alle seine Wohlthaten ihm nur mit dem schändlichsten Undank vergolten hätte? — O dann wäre diese Verwandlung eine noch viel zu gelinde Strafe für mich; dann verdiente ich nicht mehr, daß mich die Erde trüge; daß ich dieß Gewölbe des Himmels sehen könnte — ich kann die Verwünschungen nicht wiederholen, die er gegen sich

aus-

aussprach, wenn es möglich wäre, daß Alkis unschuldig seyn könnte. Nein! rief er endlich aus, es ist schändliche Bezauberung einer bösartigen Fee, die seine Freundin war; rächen will er sich an mir, daß ich seine Absichten nicht ausführte! — Aber wie? fragte er sich nach einigem Besinnen, hätte er eine so mächtige bösartige Freundin, dann würde er auch mit ihrer Hülfe seine Feinde züchtigen können, würde es längst gethan haben! — Er war es ja selbst, den jenes liebenswürdige Mädchen beklagte; ich hörte ihn ja noch seinen letzten Seufzer aushauchen, — sein letztes Gebet war ja Gebet für mich — für seinen Moawi! — Für seinen Moawi? fuhr er fort: Ja einst war ich es, o vergieb, edler seeliger Greis, vergieb meinem fürchterlichen Leichtsinn, er kostet dir das Leben, und mir die Ruhe des meinigen! Du bist gerächt, und wirst es noch mehr werden. —

Bis der Abend anbrach, klagte Moawi so sich selbst an; jetzt wollte er sich entfernen, um den Weg nach der Stadt zu suchen. Da fiel ihm seine veränderte Gestalt ein. Wer wird dich unter dieser Gestalt für den Moawi, den Hof und Stadt beneideten, wer für den

blühen-

blühenden Jüngling, für den Liebling des Fürsten erkennen? Man würde dich für einen Wahnsinnigen halten, wenn du es wagen wolltest, dich für diesen auszugeben. — Wohin? nun! — Da fiel ihm ein, daß der König, alle fremde Armen, in einem dazu bestimmten Theile seines Palastes, jeden drey Tage lang, bewirthen lasse. Dahin begab er sich, um dort zu überlegen, was er anzufangen habe. Er wurde, wie alle übrige gut aufgenommen, erhielt Kost und Lager, aber in seine Augen kam kein Schlaf. Sein Schicksal beschäftigte ihn zu sehr. Am folgenden Morgen gieng er aus, — er war nicht neugierig, zu wissen, was man von ihm spräche; allein wohin er nur kam, da war die Rede von Moawi.

Ließchen. — O daß muß lustig gewesen seyn, wenn er so von sich hat sprechen hören! Was sagte man denn von ihm?

Großvater. — Eben nicht viel, was ihm hätte lustig vorkommen können; Doch hörte er eine Menge der nützlichsten Wahrheiten. Jetzt erfuhr er, was man von einem solchen Günstlinge sogar öffentlich zu reden wagt, jetzt lernte er sich selbst kennen, und erkannte es für eine große Wohlthat, daß er, durch eine so besonde-

re Führung, aus seinem Traume sey erweckt worden; denn die Lehren des weisen Alkis fiengen jetzt wieder an, in ihm thätig zu werden. Er hatte, während seines Aufenthalts am Hofe, Gelegenheit gehabt, vielen Menschen gefällig zu werden, und als er noch der unverdorbne Jüngling war, hatte er diese Gelegenheiten fleißig benutzt. Tausende konnten sich rühmen, von ihm Wohlthaten erhalten zu haben; er kannte viele von ihnen, und alle diese hatten nur eine Stimme wider ihn; keiner wußte von ihm etwas Gutes zu sagen, alle wünschten einstimmig, daß er von irgend einem wilden Thiere zerrissen oder auf irgend eine andere Art um sein Leben gekommen seyn möchte. Denn als er an dem Abende, da er verwandelt worden war, mit dem Jagdzuge nicht zurück kam, und da man ihn am folgenden Morgen und Mittag, und noch am dritten Tage weit umher vergebens aufgesucht, glaubte jedermann, dieß sey sein Schicksal gewesen. Man haßte ihn als einen Ausländer, und verachtete ihn als einen ausschweifenden wollüstigen Verschwender, der den ehedem so nüchternen König zu gleichen Ausschweifungen verführet habe. — Nur einen einzigen Menschen

fand

er, der ihn bedauerte. — Moawi erkannte in ihm einen alten verdienten Offizier, den er selbst, mit Hülfe und durch Beredung seiner ehemaligen Freunde vom Hofe entfernt hatte. Ich kannte und liebte den jungen Mann, sagte der Offizier, von dem ersten Augenblick, da er sich bey unserm Heere einfand, aber ich fieng bald an für ihn zu fürchten, als ich bemerkte, wie sehr ihn das Glück begünstige. In so kurzer Zeit, bey einer solchen Jugend, sich zum Günstling eines Monarchen empor zu schwingen, und dabey Unschuld und Tugend zu behaupten, — dieß war seinen Schultern zu schwer. Er kannte den Hof und seine Verführungen nicht! — Ach! seufzte Moawi heimlich, wie oft und nachdrücklich war er aber davor gewarnt worden! — Ich habe einen Sohn, fuhr der Offizier fort, wie oft wünschte ich, daß ihn Moawi bemerken, daß er sein Freund werden möchte! — Und geschahe das? fragte Moawi. Zu meinem und seinem Glück nicht! aber wer steht mir dafür, daß er einst ein ähnliches Schicksal habe? — Der König hat ihn nur seit gestern unter die Zahl seiner Kämmerlinge aufgenommen; ich kann ihn von nun an nur selten sehen, Gott

bewahre seine Tugend! — Plötzlich drängte sich ein Einfall in Moawi's Seele! Freund, redete er den Offizier an, du kennst mich nicht, und mein Schicksal ist zu sonderbar, als daß ich dir es mittheilen könnte. Nur soviel wisse, daß auch ich einst an dem Hofe eines mächtigen Fürsten eine glänzende Rolle spielte. Meine Erfahrungen berechtigen mich zu glauben, daß ich den Hof kenne, ich bin jetzt ganz Herr meiner Zeit, du hast mir Achtung eingeflößt, lerne mich kennen, und findest du an mir, was du zu suchen scheinst, so überlaß mir die Führung deines Sohnes. — Der Offizier betrachtete jetzt aufmerksam den Greiß, der sich ihm so freundschaftlich aufdrang. Sein Ansehen gefiel ihm, er sprach weiter mit ihm, über den von ihm geäußerten Wunsch, und je mehr er mit ihm sprach, je mehr überzeugte er sich, daß dieser Fremdling auch seine Achtung verdiene. Er nöthigte ihn, mit sich zu gehen, und sie unterhielten sich bis tief in die Nacht, über die wichtigsten Gegenstände. Moawi war von allem auf's gründlichste unterrichtet, und ehe sie sich trennten, waren sie eins, daß Moawi am folgenden Tage, den jungen Missuf, dieß war der Name des Sohns dieses

Offiziers, kennen lernen, und wenn er ihm gefiele, von Stund an, bey ihm bleiben und die Stelle seines Vaters bey ihm vertreten sollte.

Missuf hatte viele gute Eigenschaften, aber dabey einen so großen Leichtsinn, und so wenig Festigkeit des Charakters, daß es blos darauf ankam, in welcher Gesellschaft er sich befand, um in einer und derselben Stunde der schönsten Handlung und wiederum der größten Thorheit fähig zu seyn. Moawi erkannte ihn bald dafür und doch unterzog er sich der schweren Pflicht, den Führer eines solchen Leichtsinnigen abgeben zu wollen. Er hoffte, daß unangenehme Erfahrungen und schickliche Belehrungen ihn bessern würden — wie bald hatte er Ursache seinen Irrthum zu bereuen! Zwar schien es im Anfange, als ob Missuf einen Wohlgefallen an dem Umgange und an den Unterhaltungen seines Führers fände; allein nur ein Mahl versuchte dieser, ihn von einem Vergnügen zurückzuhalten, das seiner Tugend gefährlich werden konnte, so fieng sein Aufseher ihm an lästig zu werden. Hiezu kamen die Spöttereyen seiner Cameraden: Dein Vater, hieß es, muß dich noch für sehr kindisch halten, daß er dir noch einen Aufseher hält;

was versteht ein solcher abgelebter Greiß, wie junge Leute am Hofe leben müssen. Laß ihn an sein Ende denken, und lerne du von uns das Leben genießen. Moawi bemerkte bald die Veränderung an seinem jungen Freunde, und schloß sehr richtig, daß er schlechten Rathgebern Gehör geben müsse. — Er vermochte daher den jungen Missuf, alle seine Bekannten, auf einen Tag, zu sich zu bitten, er hoffte bey dieser Gelegenheit, seinem Freunde, diese Menschen von ihren schlechten Seiten kennen zu lernen. Missuf lud sie alle eines Abends zu sich, Moawi hatte eine Mahlzeit veranstaltet, er zeigte sich als den fröhlichsten Greiß und ermunterte durch seine Heiterkeit alle Geladenen. Nun führte er allmählich die Unterhaltung auf ernsthaftere Gegenstände, und hatte häufig Gelegenheit, seinen jungen Freund, auf die Unwissenheit und schlechten Grundsätze seiner Gesellschafter aufmerksam zu machen. Ja, da diese Menschen, die, wie alle Unwissende, einen großen Stolz besaßen, sich so oft von dem Greiße beschämt sahen, wurden sie beleidigend und unhöflich gegen ihn, und verließen zuletzt das Haus im größten Unwillen.

Moawi hatte nun zwar bey Missuf seinen Zweck erreicht, er hatte ihm seine Freunde, als unwissende, eingebildete und unartige Menschen kennen lernen; allein demungeachtet, war ihm ihre lustige Gesellschaft lieber, als der Ernst seines alten Führers. Es kostete daher diesen, die gegen den Alten aufgebracht waren, nur wenig Mühe, ihn bey dem jungen Missuf so verächtlich zu machen, als sie es nur zu Erreichung ihrer Absicht wünschten. Denn diese ungezogenen jungen Leute hatten sich vorgenommen, den Alten, wie sie ihn nannten, für seine Sittenpredigten, derb zu züchtigen; damit es ihm nie wieder einfallen möchte, sich ähnliche Freyheiten gegen sie zu erlauben. Als sie Missuf so weit hatten, wie sie wünschten, veranstalteten sie gemeinschaftlich eine Abendmahlzeit. Sie hatten bemerkt, daß Moawi besonders ein Getränk liebe, welches aus Fruchtsäften bereitet und in jenen Gegenden, statt des Weines, getrunken wurde.

Karl. — Die Noxolanen waren vermuthlich Muhamedaner.

Großvater. — Das kann seyn. Sie vermischten eine Menge solchen Getränks mit einem Safte, der außerordentlich berauschend

 war,

war, und der den, lange Zeit, des Gebrauchs seiner Vernunft beraubte, welcher ihn auch nur mäßig genaß. Nun wurde Moawi eingeladen, unter dem Vorwande, ihn, bey dieser Gelegenheit, wegen der bey seinem Gastmahl vorgefallnen Auftritte, um Verzeihung zu bitten, sich mit ihm auszusöhnen, und ihm zugleich zu beweisen, daß es in ihren Gesellschaften nicht so wild zugehe, als er zu vermuthen geschienen habe. — Moawi vermuthete nichts Arges, zumahl da Missuf, der einige Tage vorher sich sehr gut betragen hatte, ihn begleitete; er erschien bey dem Gastmahl, trank das vermischte berauschende Getränk, und fühlte seine Wirkung nicht eher, da sie überhaupt erst spät erfolgt, als bis es zu spat war. Die Gesellschaft war munter, aber nicht ausgelassen lustig; Moawi wurde sehr heiter, und unbemerkt gar lustig; jetzt erlaubten sich auch die jungen, schadenfrohen Menschen mehr, als zuvor, denn sie bemerkten, daß das Getränk anfange zu wirken. Moawi kam am Ende so weit, daß er seine veränderte Gestalt vergaß und sich noch in seinem vorigen glücklichen Zustande wähnte. Die Kämmerlinge trieben nun, da sie die ihnen unverständlichen Aeußerungen, die er jetzt her-

vor-

vorbrachte, für Folgen seines Rausches hielten, ihren Spott mit ihm; er wurde darüber aufgebracht, wollte aufstehen und stürzte betäubt zu Boden. Es war Nacht, Missuf faßte mit seinen Freunden den unglücklichen Moawi bey den Armen und da er sich nicht widersetzen konnte, schleppten sie ihn, nachdem sie ihm zuvor eine erst halb ausgeleerte Flasche Wein in den Busen des Kaftan gesteckt hatten, gerade vor die Thore des königlichen Palasts und ließen ihn da in einer unreinen Schleuse liegen.

Minchen und Ließchen zugleich: O der arme Moawi!

Karl. — Wer weiß wie's ihm noch gehen wird: — Nicht wahr einen Kaftan, nennt man das lange Kleid, welches die Morgenländer gewöhnlich tragen?

Großvater. — Ja, das Oberkleid wird so genennt. — Zum Glück für Moawi hatten, die jungen Wüstlinge, gerade die Nacht zu Ausführung ihres schimpflichen Vorhabens gewählt, in welcher Missufs Vater im königlichen Pallast die Wache hatte. Dieser wurde zwar äußerst betroffen, als ihm die Wache, welche ihn beym Anbruch des Tages fand, meldete: der Führer seines Sohnes liege berauscht

in der Schleuse vor dem Pallast; allein, weil er doch manches Gute an ihm wahrgenommen hatte, wollte er ihn doch nicht öffentlich beschimpfen lassen. Er ließ ihn daher so geheim, als es nur geschehen konnte, aufheben und in sein Haus schaffen. Als er glaubte, er könne seinen Rausch ausgeschlafen haben, gieng er zu ihm; wie groß war aber sein Erstaunen, als er ihn zwar jetzt erwacht, jedoch in einem Zustande, fand, der nahe an den Wahnsinn grenzte. Der arme Moawi, betäubt, durch das schädliche Getränk, dachte sich immer noch in jener Gesellschaft und als der vormalige glückliche Mensch. Daher besonders sein Irrereden! — Der Offizier glaubte also nun der Trunk sey nicht nur Angewöhnung bey diesem Alten, sondern hielt ihn auch für einen solchen Unglücklichen, der oft von jener Krankheit befallen werde, und hielt für's Beste, ihn von sich zu entfernen. Sein Sohn erzählte, er habe ihn des Tages vorher gar nicht gesehen und habe schon mehrmals bemerkt, daß er heimlich Wein trinke. Die Bedienten des Offiziers mußten daher Moawi vor die Stadt führen, nachdem ihm Missuf, auf Geheiß seines Vaters, einen Beutel mit Geld, in den Schurz gebunden hatte.

te. — Die Morgenländer, wie ihr wißt, binden ihre langen Kleider mit einem Schurz auf, worin sie oft ihren Dolch, oder ein Messer, ihr Schnupftuch und ihr Geld tragen.

Moawi erhielt nach länger als vier und zwanzig Stunden erst den freyen Gebrauch seiner Vernunft wieder. Er traute seinen Augen kaum, als er sich unter freyem Himmel, allein, am Rande eines Grabens vor den Mauren der Stadt sahe. Es kostete ihn Mühe zu errathen, wie er hieher gekommen seyn könne. Jetzt fühlte er in seinem Schurz den Beutel. Als er ihn öffnete fiel ihm ein Täfelchen in die Augen, auf welchen er folgendes las: Sey mit dieser kleinen Züchtigung, für deine unzeitige Sittenpredigten zufrieden. Geh und suche dir ein Land, wo deine Lehren besser bezahlt werden; wehe dir, wenn du es wagst, dich wieder in den Mauern unserer Stadt sehen zu lassen. — Er erkannte Missufs Handschrift: O Alkis, Alkis rief er schmerzhaft aus, so dankte ich dir, für alle deine Aufopferungen, für alle deine großmüthige Vaterliebe! Ach! ich wollte Missuf auch glücklich machen.

Jammernd raste er sich auf, blickte noch einmal nach der Stadt zurück und schlich weiter.

In

In einiger Entfernung sahe er einen Alten vor sich hingehen, er erreichte ihn bald. Wohin des Weges? fragte der Alte. Noch weiß ich's nicht erwiederte Moawi, wo Gott will. Der alte erkundigte sich genauer! Moawi konnte ihm nichts entdecken, aus Furcht, auf's Neue für wahnwitzig gehalten zu werden; er suchte aber durch eine vernünftige Unterhaltung das Zutrauen seines Reisegefährten, der ihm ein gutdenkender Mann schien, zu gewinnen, und es gelang ihm. Nach einigen Stunden kamen sie an die Thore einer kleinen Landstadt; Hast du Lust bey mir zu bleiben, fragte hier der Alte? Ich habe keinen Freund, als einen jungen Wildfang, meines Bruders Sohn, der als Offizier im königlichen Heere dient. Ich bin reich, du magst dich bey mir pflegen, und sollst auch nach meinem Tode, wenn du mich überlebst, genug haben; deine Unterhaltung gefällt mir. — Moawi nahm das Anerbieten des Alten an, wohnte bey ihm, übernahm die Aufsicht über seine Sklaven, leistete seinem neuen Freunde Gesellschaft und brachte so einige Monate froh hin. Da wurde der Alte plötzlich krank und starb ehe er noch wegen seiner Verlassenschaft das Geringste be-

rich-

richtigt hatte. Moawi gab sogleich, dem jungen Verwandten des Alten, Nachricht von dem plötzlichen Tode desselben. Lange schon wartete dieser auf diesen Fall da er sein eignes Vermögen verschwendet und schon, in Hoffnung auf diese Erbschaft, Schulden gemacht hatte. Er sendete deshalb sogleich einen Boten an Moawi ab, der ihm die nöthigen Aufträge wegen der Bestattung des Verstorbenen, und die Nachricht überbringen mußte, daß der Erbe, sobald es ihm möglich wäre, selbst kommen, und seine Erbschaft übernehmen wolle. Bis dahin vergiengen sechs Monate, in welchen Moawi nichts verabsäumte, was nur das Beste des Erben betraf. Er erschien endlich: Bist du der Fremdling, den mein Vetter aufgenommen und die Aufsicht über seine Güter anvertrauet hat? redete er Moawi an. — Das bin ich, Herr, erwiederte dieser. Dein verstorbener Vetter nahm mich, als seinen Freund auf, mit mir wollte er seine Tage beschließen: Komm zu mir, sagte er, du magst dich bey mir pflegen und auch nach meinem Tode soll dir's nicht fehlen. Ich habe meine Pflichten gegen ihn erfüllt. — Und nun, meinst du, unterbrach ihn der Erbe, soll ich an seiner Stelle, dich zu Tode füttern? Erst-

Erst werd ich erfahren, wie du mein Vermögen verwaltet hast, dann erwarte, was ich thun werde.

Hatte der Erbe mehr zu finden gehoft, oder stellte er sich nur unzufrieden, um dem redlichen Moawi nicht danken zu dürfen, genug, kaum hatte er alles in Händen, so ließ er Moawi befehlen, sein Haus zu verlassen. — Habe ich deinen Herrn betrogen? fragte er den Sklaven, der ihm diesem Befehl brachte. Sage ihm, ich würde nicht eher aus seinem Hause gehen, bis ich wüßte, warum er mit meinen Diensten, die ich ihm nicht schuldig war, unzufrieden wäre. — Der Sklave kam bald mit der Antwort zurück: Aus Achtung gegen seinen verstorbenen Verwandten, wollte sein Herr nicht weiter Untersuchung anstellen; er wisse das er ihn betrogen habe, und wenn er nicht sogleich dieses Haus verlassen würde, habe er Befehl, ihn mit Hülfe anderer Sklaven, hinaus zu werfen. — Moawi seufzte: Alkis! — Freund, redete er nochmals den Sklaven an, als ich in dieß Haus kam, brachte ich einen Beutel mit Gold mit, es war mein ganz Vermögen. Ich vertraute ihn meinem verstorbenen Freunde an, dein Herr wird ihn gefunden

den haben. Nur mein Eigenthum fordere ich jezt zurück. Moawi beschrieb den Beutel und den Ort, wo er aufbewahrt wäre — der Sklave gieng, aber anstatt einer Antwort — brachte der Sklave noch drey andere mit sich, die mit Stöcken bewehrt waren: Flieh Unglücklicher, rief ihm einer derselben entgegen, ehe wir dir dein Gold auf den Kopf zahlen.

Moawi flohe, und im freyen Felde warf er sich keuchend und Hände ringend an der Straße nieder. So viele Jahre, jammerte er, bewahrtest du meine Jugend, sorgtest du für meine Bildung, scheutest du, in deinem hohen Alter keine Arbeit, keine Mühe, um mich glücklich zu machen. Durch mich hofftest du deine Ehre gerettet zu sehen, — ich danke dir nicht, auch dein Eigenthum, dein Einziges, deine Ehre, gab ich dir nicht wieder! Beschimpft schickte ich dich von mir! — O Alkis! ich leide gerecht!

Ein Trupp Reuter, welche die Straße heran sprengten, und die Moawi, für Arabische Räuber, hielt, — es dämmerte schon, unterbrach seine wehmüthigen Betrachtungen. Ehe er sich noch aufraffen und in ein nahes Gehölz schleichen konnte, rief ihn einer derselben

ben an: Woher und wohin? — Aus dem Orte, auf welchen ihr zureitet, erwiederte Moawi, wohin? — so weit als mich diese alten Knochen schleppen werden. — In jenen Orte, muß sich seit einigen Tagen ein Offizier vom Heere des Königs aufhalten; um dort die Erbschaft eines Verwandten zu erheben, sprach der Reuter; wenn du aus diesem Orte bist, mußt du wissen, ob wir ihn noch dort antreffen werden! — Moawi, der diese Reuter für Räuber hielt, zumal da sie so genau von der Erbschaft des Offiziers wußten, vermuthete, sie kämen, um ihn des Nachts zu überfallen und zu plündern. Aus Menschlichkeit glaubte er daher eine Unwahrheit sagen zu müssen. — Ich war in seinen Diensten, antwortete er dem Reuter, heute Morgens verabschiedete er mich und ist dann, vor mir, wieder nach der Hauptstadt zurückgereißt.

Der Reuter ritt zu dem übrigen Trupp, sie schienen unter sich zu Rathe zu gehen; endlich ritten alle, einen andern Weg zurück; nur einer von ihnen, jagte bey Moawi vorüber, nach dem Orte zu, wo dieser bisher gelebt hatte. Ermüdet vom Laufen und abgemattet durch den innern Kampf, schlummerte Moawi, der

nur

nur wenige Schritte in das, an der Straße stoßende Gehölz, sich nieder geworfen hatte, ein. Schon graute der Morgen, er schlummerte noch, da wurde er plötzlich von einem ziemlich unsanften Schlage, aufgeweckt, dem bald mehrere folgten. Er sprang auf, um sich vor dem wüthenden Menschen zu retten, der nicht nachließ auf ihn zuzuschlagen, bis er fast erschöpft war, und nun, indem er von ihm wegritt, ihm zurief: dieß zum Dank, daß du gestern Abends meine Freunde so liebreich berichtetest!

Karl. — Das war gewiß der Offizier, zu dem die Reuter wollten!

Ließchen. — Und Moawi meinte es doch so gut mit ihm! — Aber woher mag er es wohl gewußt haben?

Karl. — Erinnerst du dich nicht an den Reuter, der allein nach dem Orte zu bey Moawi vorüber ritt?

Ließchen. — Das ist wahr, der kann's ihm gesagt haben!

Großvater. So war es wirklich. Der Offizier hatte diese Freunde schon am Morgen deßelben Tages erwartet; Geschäfte hatten sie abgehalten, so das sie erst des Abends eintref-

sen konnten. Es befremdete sie daher nicht, daß ihr Freund, nach Moawi's Aussage, nach der Hauptstadt geritten sey, weil sie nicht zur bestimmten Zeit hatten bey ihm seyn können. Doch schickten sie einen ihrer Diener in sein Haus ab, um da zu melden, warum sie nicht früher hätten kommen können, — sie hofften, er werde etwa den folgenden Tag wieder zurück kommen, und ritten wieder in ihre Heimath. Der Diener fand den Offizier selbst, dieser vermuthete, nach der Beschreibung, die ihm der Diener von dem Alten machte, den sie an der Straße gefunden, daß es Moawi gewesen seyn müsse, und als er ihn des Morgens, da er mit jenem Diener zu seinen Freunden wollte, noch an dem Orte fand, wo er am Abend zuvor von dem Reuter war befragt worden, dankte er ihm, für die gute Absicht, die er bey seinem falschen Bericht hatte, so liebreich, wie Ihr gehört habt. —

Mit zerschlagnen Gliedern, ohne Geld und ohne zu wissen, wohin er sich nun wenden könne, machte sich Moawi auf und gieng die nächste Straße, die ihm aufstieß. Fast trostlos blickte er zum Himmel auf und doch wagte er nicht zu murren. Ach! dachte er bey sich, wie

könnte

könnte ich wider mein Schicksal murren, verdiente ich doch noch weit härtere Leiden, mit meinem schändlichen Undank gegen den edelsten der Menschen. O wie oft warnte er mich gegen die Verführungen des Hofes, wie oft lehrte er mich Vorsicht in der Wahl meiner Freunde, und wie wenig habe ich auf seine Warnungen und Lehren geachtet! — Wie viel fehlte, daß auch ich ihn mißhandeln ließ, als er in seinem hohen Alter, um mich zu retten, eine so beschwerliche Reise unternahm. O wie tief war ich gesunken, daß ich ihn verkennen, daß ich ihn mit der Härte von mir stoßen konnte, die nur der Nichtswürdigste verdient. Nein, kein Leiden ist zu groß, das ich nicht um ihn verschuldet hätte! — Ihn so dem Mangel und Elend auszusetzen, ihn so tief zu beugen, der an mir mehr als Kindesliebe zu fordern hatte! Ach! daß ich mit meinem ganzen Leben im Stande wäre, ihm nur noch einen frohen Tag zu erkaufen! Umsonst! Er hat ausgelitten! — und ich will gelassen das Schicksal ertragen, das über mir verhängt ist — nur dadurch kann ich noch sein Andenken ehren, nur dadurch kann ich ihn vielleicht noch erfreuen, wenn er aus jenen seligen Höhen auf mich

herabsieht und wahrnimmt, daß ich es erkenne, daß ich meine Leiden um ihn verdiente!

Nur mit solchen Gedanken beschäftigt verfolgte er einen ihm ganz unbekannten Weg, einzelne am Wege stehende wilde Feigenbäume, gaben ihm von Zeit zu Zeit einen milden Schatten, um auszuruhen, und ihre Früchte gewährten ihm eine kärgliche Nahrung. Schon nahete der Abend, er vermuthete, daß er auch die folgende Nacht unter freyem Himmel würde zubringen müssen; da sahe er sich nach einem bequemen Ruheort um. Ein dickbelaubter Baum stand in einiger Entfernung, um ihn her der schönste dichteste Rasen; Moawi gieng darauf zu, wollte sich eben setzen, da wurde er vor sich im Rasen einen blauseidnen Beutel gewahr, an deßen Schnüren ein köstlicher Ring glänzte. Moawi hob ihn auf, öfnete den Beutel und fand darin an Gold ungefehr so viel, als nach unserm Gelde fünfhundert Thaler . . .

Liesßchen. — Einen solchen Beutel wünscht' ich schon ein Mahl zu finden!

Karl. — Und was wolltest du denn mit ihm machen?

Lieſßchen.

Ließchen. — Was das für eine Frage ist!

Heinrich. — Je nun! Die Frage ist eben so übel nicht! Nach deinem Wunsche zu urtheilen, sollte man glauben, du würdest dir kein Gewissen daraus machen, den Beutel zu behalten, mit dem Ringe dich zu putzen und das Geld zu deinem Nutzen oder Vergnügen anzuwenden!

Ließchen. — Ich sollte ihn also wohl liegen laßen? Ey das wäre doch recht klug, damit ihn nachher ein Klügerer aufheben könnte, nicht wahr!

Großvater. — Du würdest also den Beutel aufheben? und was denn? Würdest du wirklich thun, was Heinrich vermuthet?

Ließchen. — Warum nicht? ich wüßte nicht, was ich sonst damit machen sollte!

Großvater — Setze dich einmal an die Stelle desjenigen, der einen solchen Beutel verlohren hätte! Würde dir es wohl lieb seyn, wenn er dir wieder zurück gegeben würde?

Ließchen. — Freylich würde mir es lieb seyn, wie könnte aber der, welcher ihn findet wissen, wer ihn verlohren hat?

Großvater. — Davon hernach! — Was würdest du aber von demjenigen halten, der ihn gefunden und dir ihn nicht wieder zurück gegeben hätte?

Ließchen. — (wurde roth.) Ja, ich würde... freylich würde ich böse auf ihn seyn... aber Mama sagte ja, wie ich noch manchmal so unordentlich war: (Mienchen und Heinrich lächelten; Karl hätte fast laut gelacht. Wer seine Sachen nicht in Ordnung hält, und sie bald da, bald dort liegen läßt, der kann sie leicht verliehren und ganz darum kommen; und da glaube ich, was ich verlöhre, das könnte der behalten, der es fände.

Großvater. — Mein gutes Kind, deine Mutter weiß aus Erfahrung, daß es viele schlecht denkende Menschen giebt. Wenn nun ein solcher Mensch etwas findet, was ein Unordentlicher verlohren hat, so wird er es freylich behalten und der Unordentliche kann darum kommen. Wünschest du aber wohl unter die Zahl solcher Menschen gerechnet zu werden? das glaube ich doch nicht! Jedem Gutdenkenden aber ist die Regel heilig: Was du wünschest, daß dir Andere thun sollen, das thue du ihnen auch, und was du willst, daß dir andere

nicht thun sollen, das thue du ihnen auch nicht. — Wenn du nun etwas verlohren hättest, was würdest du wohl wünschen, daß derjenige thun möchte, der es etwa fände?

Liesschen. — Daß er mir's wieder gäbe!

Großvater. — Wenn er aber nun nicht wüßte, wem das Gefundene zugehöre?

Liesschen. — Ja, das ist's eben; da könnte er mir's doch nicht wieder geben und dann könnte er es ja wohl behalten.

Großvater. — Was meynst du, Karl, könnte er es dann behalten? oder was würdest du wohl thun?

Karl. — Behalten möchte ich's doch nicht, es wäre doch so halb gestohlen; ich würde mich so lange erkundigen, bis ich den ausfindig machte der es verlohren hätte!

Großvater. Sieh Liesschen, daran dachtest du nicht!

Heinrich. — Und man muß ja nicht eben unordentlich seyn, wenn man etwas verliehrt; es laßen sich ja viele Fälle denken, wo mir etwas verlohren gehen kann, ohne daß meine Unordnung daran Schuld seyn müßte.

Großvater. — Auch das ist wahr, und es wäre daher eine schlechte Entschuldigung, wenn jemand der etwas gefunden hat, sagen wollte: warum soll ich es nicht behalten? Der Unordentliche, welcher auf seine Sachen nicht Acht hat, verdient Bestrafung, und wenn ich das Gefundene nicht zurückgebe, so kann ich sogar zu seiner Besserung beytragen. Er wird künftig, um nicht wieder etwas zu verliehren, vorsichtiger und ordentlicher werden. — Oder, was meinst du Heinrich, dürfte man wohl aus einem solchen Grunde etwas behalten, was man fand? Es ist doch auch unsere Pflicht, zur Besserung unsers Nebenmenschen beyzutragen.

Heinrich. Das ist wohl wahr, es ist aber auch meine Pflicht, jedem das Seine zu laßen, oder, wenn ich es finde, wieder zu geben. Und wenn ich ja die gute Absicht hätte, einen Unordentlichen zu bessern, so würde ich allen Falls das, was ich von ihm fände, einige Zeit an mir behalten, und ihm durch vernünftige Vorstellungen fühlbar machen, wie schädlich seine Unordnung für ihn sey. Ich würde es ihm aber wieder zurück geben, sobald ich bemerkte, daß meine Vorstellungen bey ihm Eingang fänden. Groß-

Großvater. Ich freue mich, daß du über diesen Gegenstand so richtig denkst. Du hast Recht, es ist unter keinem Vorwande erlaubt, irgend jemand das Seine vorzuenthalten. Denn wie gesagt, die Regel, was du willst, das dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch, leidet durchaus keine Ausnahme — und wer wird nicht wünschen, wenn er etwas verliehrt, daß er es wieder bekomme? Ferner, die Ausflucht, eine gefundene Sache darum zurück zu behalten, damit der Unordentliche gebessert werde, ist auch deshalb ungültig, weil der Unordentliche dann nie erfährt, ob die Sache wirklich durch seine Unordnung verlohren gieng; oder ob sie ihm vielleicht gar entwendet wurde. Ein unordentlicher Mensch wird selten zugeben, daß etwas durch seine Unordnung verlohren gegangen sey. Er wird, wenn er etwas verliehrt, immer lieber die Schuld auf andere zu bringen suchen, die es ihm versteckt oder auch gestohlen haben können. Man wird ihn also weit leichter von seinem Fehler überzeugen können, wenn man ihm das Seine wieder zurück giebt. Er wird auch von dem, der ihm zu einer verlohrnen Sache wieder hilft, weit williger eine Ermahnung zur Ordnung

anhören, als von einem andern, weil er ihm Dank schuldig ist. — Es bleibt also wahr, es ist in jedem Fall ungerecht gefundene Sachen als sein Eigenthum zu betrachten, und ist in dem Falle eben so gut, als stehlen, wenn man den Eigenthümer des Verlohrnen kennt. Kennt man ihn nicht, so ist es Schuldigkeit, ihn kennen zu lernen, um ihm wieder zu dem Seinigen zu helfen. — Eben fällt mir's ein, du hättest ja neulich deinen silbernen Fingerhut verlohren, Ließchen; war dir es nicht lieb, als dir ihn der ehrliche Bauer wieder brachte?

Ließchen. — O der gute Mann, ja ich hätte es nicht geglaubt, daß ich ihn wieder bekommen würde! Und er wollte nicht einmal ein kleines Trinkgeld dafür annehmen! Es wäre ja seine Schuldigkeit gewesen, sagte er, er hätte es sogleich gemuthmaßet, daß ich ihn verlohren habe, wir hatten eine Semmelmilch bey ihm gegeßen.

Großvater. — Ich darf dich also wohl nicht fragen, ob dir der ehrliche Mann lieb geworden ist? Sieh also, wie viel Gutes man zugleich bewirken kann, wenn man in einem ähnlichen Falle ehrlich handelt. Man giebt sich nicht nur selbst das Zeugniß, daß man eine

Pflicht

Pflicht erfülle, man macht auch andern Freude, und erwirbt sich ihre Liebe und Hochachtung. Würdest du hingegen nicht so ehrlich handeln, so würdest du dir immer den Vorwurf machen müßen, als ein schlechtdenkender Mensch gehandelt zu haben, du würdest immer ein unruhiges Gewissen haben, so oft du daran dächtest. Das Gefundene würdest du geheim halten müßen, wie könntest du dich nun daran so recht freuen. Anstatt deinem Nebenmenschen eine Freude zu machen, würdest du seine Betrübniß über seinen Verlust unterhalten; er würde deinetwegen viele unangenehme Stunden haben, denn so oft er sich an seinen Verlust erinnern würde, würde er sich auf's Neue betrüben, und vielleicht den verwünschen, von dem er glauben könnte, er habe sein verlohrnes Eigenthum gefunden. Sollte es gar einmal bekannt werden, daß du etwas gefunden und nicht wieder zurückgegeben hättest, so denke dir, wie sehr du beschämt und gedemüthigt werden würdest, wenn nun der, welcher es verlohr, zu dir käme und sein Eigenthum zurück forderte? — Was würde er von dir denken? wie würde man von dir urtheilen, wenn er es andern erzählte? — Wünschest

du dir nun noch einen solchen Beutel zu finden, wie Moawi ihn fand? Und wenn du ihn fändest, würdest du noch Lust haben, ihn zu behalten?

Ließchen war sehr beschämt, sie schwieg: Ließchen hatte wohl noch niemals darüber nachgedacht, sagte Mienchen, sonst würde sie gewiß nicht etwas ähnliches gewünscht haben. Es würde ihr gewiß sehr lieb seyn, wenn sie jemand damit eine Freude machen könnte, ihm etwas wieder zu geben, was er verlohren hätte.

Großvater. — Das hoffe ich auch — und nun laßt uns wieder zu unserer Geschichte kommen. — Moawi fand also einen Beutel mit Goldstücken und einen schönen Ring. Er vermuthete, daß ihn ein Reisender verlohren habe, der vielleicht wie er selbst, unter dem Baume, unter welchem er ruhen wollte, eine Nacht zugebracht habe. Er steckte den Beutel zu sich und den Ring an seinen Finger, um beydes zu seiner Zeit, dem rechten Eigenthümer wieder zuzustellen, wenn er ihn antreffen sollte. Eben war er in Begriff sich unter den Baum zu setzen, als er in einiger Entfernung einen Menschen stark rufen hörte. Es schien ihm

die

die Stimme eines Bittenden. Unerachtet er schon so vielen Undank erfahren hatte, vermochte er es doch nicht ruhig dabey zu bleiben. Sein Herz war nie böse gewesen, nur Verführung hatte ihn vom Wege des Guten abgebracht. Er eilte dem Orte zu, von welchem die Stimme kam, und fand einen Menschen der am Ufer eines Flußes stand und einem andern, der jenseit desselben mit starken Schritten sich entfernte, zurief. Sobald der Rufende unsern Moawi ansichtig wurde, kam er ihm entgegen. Freund, redete er ihn an, hilf mir über dieses Wasser; es soll nicht tief seyn, aber ich bin zum Schwindel geneigt, ich könnte doch unglücklich seyn: — Führt denn keine Brücke über diesen Fluß, fragte Moawi, warum willst du gerade hier hinüber? Die Brücke liegt zu entfernt von hier, erwiederte der Unbekannte, sieh', dort jener Mensch, ist mein Sklav, er ist mir entlaufen; verliehre ich ihn aus den Augen, so entkommt er; er ist schlecht zu Fuß, ich hole ihn ein, ehe die Nacht einbricht, wenn ich nur über den Fluß bin.

Moawi war indeß näher an's Ufer gegangen und fand den Fluß zu tief, um ihn zu durchwaten. Er konnte schwimmen. Ohne

an

an sich selbst zu denken, faßte er den Unbekannten bey der Hand: Folge mir, sagte er ihm, halte dich fest an meinen Arm. Sollte dich auch das Wasser heben, fürchte nichts, ich sinke nicht und bringe dich hinüber. Moawi trat in's Wasser, der Unbekannte umfaßte mit beyden Händen seinen Arm, jetzt schien es ihm, als werde er vom Wasser gehoben, er ließ Moawi's Arm los, umfaßte ihn am ganzen Körper und zog ihn in die Tiefe. Der gutmüthige Moawi hatte nicht daran gedacht, daß sein Körper nicht mehr der war, der einen weit stärkern Mann, als er selbst, über einen Fluß tragen könne!

Liesschen. — Sie ertranken also alle beyde?

Karl. — Alle beyde? — O nein! Nicht wahr?

Großvater. — Keiner von beyden. Zum Glück waren sie noch nicht allzuweit vom Ufer entfernt. Moawi, mit dem Wasser vertrauter als der unvorsichtige Unbekannte, kam bald wieder hervor, zog den Erschrocknen nach sich und brachte ihn ohne Schaden wieder zum Stehen. Er redete ihm zu, noch einen Versuch zu wagen, allein vergebens; er sprang

auf's

auf's Trockne und — weg war der Sklave. Daß du hättest ersaufen müssen, alter Schurke, schrie er wüthend dem armen Moawi entgegen, packte ihn bey der Brust und schüttelte ihn, schaff mir meinen Sklaven wieder, oder ich erwürge dich: — Moawi war zu schwach, sich von ihm los zu machen, nur schwach sträubte er sich gegen ihn. Sey nicht ungerecht gegen mich, bat er ihn, schone eines schwachen Greises, der um dir zu helfen, mehr versprach — als er vermochte, wollte er hinzusetzen, aber indem erblickte der Wüthende den Ring an Moawi's Hand. — Was sehe ich? rief er, und faßte die Hand, an welcher der Ring war, woher alter Bösewicht, woher hast du diesen Ring? Wo ist der Beutel? Denn gewiß hast du ihn auch! Ha! fuhr er fort, ohne Moawi zum Wort kommen zu laßen, jetzt sehe ich deine höllische Absicht, in der du mich bereden wolltest, mich von dir über den Fluß bringen zu laßen. Wohl mir, daß sie dir nicht gelang. Indem dieser aufgebrachte Mensch so redete, mißhandelte er den unglücklichen Moawi auf's grausamste, so daß dieser endlich unter seinen Mißhandlungen ohnmächtig zu Boden sank. Ohne Schonung riß er ihm den Ring vom Finger,

ger, und den Beutel aus dem Gurt, in welchen Moawi ihn verborgen hatte. Da dieser kein Zeichen des Lebens von sich gab, so hielt ihn der Wüthende für todt, und dieß nur rettete ihn wahrscheinlich vom Tode.

Karl. Der Ring und Beutel mußten wohl dem Unbekannten zugehören, denn er wußte ja, daß beydes beysammen gewesen war. Aber wie mochte beydes unter den Baum gekommen seyn?

Großvater. Dieß wird uns der Sklave zu seiner Zeit selbst erzählen. Der Unbekannte, dem beydes gestohlen worden war, glaubte: Moawi habe diese Sachen entweder selbst gestohlen, oder sie von seinem entlaufnen Sklaven erhalten, um sie ihm aufzubewahren. Darum traute er ihm auch zu, daß er ihm in keiner andern Absicht seine Dienste so schnell angeboten habe, ihm über den Fluß zu helfen, als um ihn bey dieser Gelegenheit zu ersäufen. ——

Als Moawi aus seiner Ohnmacht wieder erwachte, war es Nacht worden, und er befand sich in der traurigsten Verfaßung. Auf's Neue zerschlagen, am ganzen Körper durchnäßt, ohne Hülfe, ohne Obdach und ohne Aus-

sicht

sicht auf eine nahe Verbesserung seines Zustandes. Ein wilder Hunger wurde ihm erst jetzt, doch nur noch schwach, fühlbar. Er machte sich wieder die quälendsten Vorwürfe über seine Undankbarkeit gegen Alkis und fand, daß er zwar viel von Undankbaren gelitten, daß er aber doch diesem edlen Manne noch weit mehr Leiden zugefügt habe. Ach! sagte er, was sind alle diese Mißhandlungen eines Aufgebrachten gegen alle die Kränkungen, die ich ihm mit kalten Blute verursachte! Nur in den Augen dieses Menschen, bin ich, wiewohl unschuldig, ein Räuber, und ich duldete, daß jener Tugendhafte bey einem ganzen Hofe, ja bey seinem ganzen Vaterlande, im Verdachte blieb, die abscheulichsten Verbrechen begangen zu haben?

Eine kühle Luft die sich jetzt erhob, schien ihm neue Kräfte zuzuwehen. Er stand auf und suchte den Baum, unter welchem er die Nacht hatte hinbringen wollen. Hier entkleidete er sich, um seine Kleider zu trocknen, denn der Baum und mehrere andere in der Nähe, schützten ihn vor der Luft. Der Morgen fand ihn noch wach. Er hatte sich wieder angekleidet, und wollte sich nun, unerachtet er vor Müdigkeit und Schmerzen, von den em-

pfangenen Schlägen des Unbekannten, kaum aufrecht stehen konnte, wieder auf den Weg machen. Da trat ein junger Mensch hinter einem nahen Gebüsch hervor, den er, an seiner Kleidung, für eben den Sklaven erkannte, welchem der Unbekannte, am Tage vorher, nachsetzte. Moawi fürchtete schon einen neuen unangenehmen Auftritt, weil er vermuthete, der Sklave käme, um den wahrscheinlich hier verlohrnen Beutel zu suchen, allein er irrte. — Armer Alter, redete ihn der Sklav an, es thut mir sehr Leid, daß du um meinetwillen gestern so unmenschlich gemishandelt worden bist. Ich mußte alles mit ansehen und anhören, ohne dir zu Hülfe kommen zu können, wenn ich mich und dich zugleich nicht der größten Lebensgefahr aussetzen wollte. Danke Gott, daß du noch blos mit Schlägen von ihm los kamest, er war bewaffnet, er hätte dich eben so leicht mit dem Dolche niederstoßen können, und gewiß würde es geschehen seyn, wäre ich unvorsichtig genug gewesen, dir zu Hülfe zu kommen. Doch du bedarfst Erquickung, ich werde Zeit genug haben, dir meine Schicksale zu erzählen und dein Mitleiden gegen mich rege zu machen. Hier, stille zuvor deinen Hunger, — der Sklav

schüt-

schüttete eine Menge der schönsten reifen Früchte vor ihm hin, — und dann fuhr er fort, laß dich zu einer Quelle führen, die durch die stärkenden Eigenschaften ihres Wassers, dir deine erschöpften Kräfte wieder ersetzen kann.

Moawi wußte nicht, ob er wache oder träume. Wie? dieser Mensch bietet dir Hülfe an, da du doch viel eher seine Rache fürchten könntest? Wolltest du nicht jenem Wüthenden über den Strom helfen, um sein Nachsetzen zu erleichtern? So dachte Moawi und erlaubte sich es kaum zu glauben, daß dieser Mensch aus Dankbarkeit so edel gegen ihn handeln könne. Ein inneres Bewußtseyn sagte ihm, daß er noch nicht am Ziele sey. Wie komme ich zu deinem Mitleiden? fragte er endlich; täusche mich nicht, ich habe in kurzer Zeit zu viel von Menschen gelitten, um nicht auch gegen dein Mitleid mistrauisch zu seyn. Kamst du nicht hieher, um etwas zu suchen, was du hier verlohrst? — Nein, versetzte der Sklav, ich sagte dir ja, daß ich alles angehört habe, was zwischen dir und deinem und meinem Peiniger vorfiel? — Noch ein Mahl bitte ich dich — stille jetzt deinen Hunger, oder glaubst du . . Der Sklav schwieg, nahm eine von den hingeschütteten

Früchten und aß sie. Moawi, immer noch schüchtern, langte nun auch zu; aber auch ohne den heftigen Hunger den er hatte, würden ihm die Früchte eine köstliche Speise gewesen seyn. Die neue Gefahr die er ahndete, war entfernter als er wähnte! — Laß uns nun zum Quell gehen, sagte jetzt der Sklav, als Moawi einen guten Theil der Früchte aufgezehrt hatte. Ich folge dir, erwiederte dieser und wollte aufstehen, seine Mattigkeit, die er jetzt, nachdem er ein Weilchen gesessen hatte, mehr fühlte, als vorhin, und seine Schmerzen erlaubten es ihm kaum. Der Sklav half ihm auf und langsam verfolgten sie nun einen schmalen Fußsteig, der sie endlich vor eine Grotte führte, aus der ein kleiner Bach klar und sanft hervor rieselte. In der Grotte selbst war von der Natur ein Becken gebildet, in welchem sich das Wasser der heilsamen Quelle sammelte. Hier half der Sklav Moawi auskleiden und als er ihn zum Becken geleitet, hub er also an:

Indeß du durch das Bad dir neue Kräfte sammelst, erlaube, daß ich dich mit meinen Schicksalen bekannt mache. Ich bin nicht was ich scheine; diese Sklaven-Kleidung zog ich an, um aus den Händen eines Bösewichts ein Klei-

nod

noch zu retten, das mir theuer ist, als mein eignes Leben, und ihn für alle Grausamkeiten, die er mir und meiner unglücklichen Familie zufügte, zu bestrafen. Mein Vater war einer der reichsten Güther besitzer in dieser Gegend, und wegen seiner Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit, von allen Bewohnern derselben, geliebt und geehrt. Außer mir hatte er nur noch eine einzige Tochter. Ihre Schönheit und ihre bescheidne Tugend machten sie gleich liebenswürdig. Mehrere der Angesehensten am Hofe unsers Königs, warben um ihre Hand, allein sie fand keinen derselben ihrer Liebe werth; und mein Vater wollte sie nie zwingen, wider ihre Neigung, ihre Hand wegzugeben. Mein Vater zog sich dadurch die Feindschaft aller dieser unglücklichen Werber zu, da er aber mit dem Hofe in gar keiner Verbindung lebte, so achtete er darauf nicht. Wir lebten froh und glücklich; da wurde, durch eine neue Bewerbung um meine Schwester plötzlich unser Glück auf immer zertrümmert. An die Besitzungen meines Vaters grenzten die Ländereyen eines Mannes, der wegen seiner Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten eben so verabscheuet war, als mein Vater wegen seiner liebenswürdigen

Eigenschaften allgemein geschätzt wurde. Nur die grenzenlose Geduld und Nachsicht meines guten Vaters verhütete es, so wie seine Weisheit und die Liebe, die er bey allen seinen Bekannten hatte, daß wir immer noch mit ihm in einem scheinbar freundschaftlichen Verhältnisse lebten. Vor ungefehr einem Jahre starb dieser Ungerechte, und sein Sohn, von gleich schlechten Gesinnungen, der bisher am Hofe gelebt hatte, wurde nun unser Nachbar. Man hatte uns vor ihm gewarnt, wir betrugen uns vorsichtig, allein wir konnten es nicht verhindern, daß er, durch das Gerücht von der Liebenswürdigkeit meiner Schwester bewogen, um ihre Hand anhielt. Mein Vater ahndete alles Unglück vorher, was dann entstehen könnte, wenn er von meiner Schwester zurück gewiesen würde und doch liebte er diese zu sehr, um in diesem Falle ihre Neigung zwingen zu wollen. Er erklärte sich daher gegen den jungen Silluk, dieß ist sein Nahme, dahin: daß er es für eine Ehre halten würde, ihn Sohn nennen zu können, allein er habe seiner Tochter ein für allemal versprochen, ihr nie einen Gemahl aufzuzwingen. Er wolle sie von seinem Wunsche unterrichten, hoffe aber, wenn sie aus irgend einem Grunde

sein Anerbieten ausschlagen sollte, daß sie künftig dennoch als nachbarliche Freunde mit einander leben würden. — Silluk machte zwar einige Einwendungen, doch da er meinen Vater hierin unbeweglich fand und da er sich wahrscheinlich beredete, daß ein Mädchen, einem Manne wie ihm, ihre Hand nicht leicht verweigern werde, so versprach er endlich, daß er alles auf den Ausspruch meiner Schwester ankommen lassen wolle. — Und dieser erfolgte wie wir befürchtet hatten, zu seinem Nachtheil. Silluk verließ unser Haus dießmal nicht gerade zu als Feind, doch, weil er seine Eitelkeit für beleidigt hielt, nicht ohne Zeichen von Unwillen. Wir hofften, da er meine Schwester noch nicht gesehen hatte, er würde sich allmählich wieder beruhigen, oder die Sache ganz vergessen. Wir irrten uns.

Wahrscheinlich an demselben Tage, als er uns so unwillig verlassen hatte, war er, vielleicht um seinen Unmuth zu zerstreuen, nach der, einige Meilen von hier entfernten Hauptstadt geritten. Er mochte sich hier seinen Freunden anvertraut und von diesen erfahren haben, wie viele der angesehensten Hofleute schon ein gleiches Schicksal mit ihm gehabt hätten. Hier

hörte er zugleich ihre Schönheit mit den blendendsten Farben schildern, und faßte den Entschluß, sie, es koste was es wolle, wenigstens zu sehen. In dieser Absicht kam er jetzt einige Mahle, unter mancherley Vorwand, mich aufzusuchen. Seine wahre Absicht blieb mir aber nicht lange ein Geheimniß, er verrieth sich nur allzubald, durch allerley Fragen, die ihre Wohnung und Beschäftigung betrafen. Auch hatte er einen Sklaven zu bestechen gesucht, um von diesem etwas zu erfahren. Wir wurden noch vorsichtiger, allein er dagegen desto ungestümer. Zu den unerwartesten Zeiten kam er jetzt und drängte sich uns auf. Mein Vater, der sonst die Abende gewöhnlich mit uns hinbrachte, mußte dieß Vergnügen aufgeben, und sahe meine Schwester nur verstohlen. Demungeachtet erreichte Sillut seine Absicht. Er hatte erfahren, daß sie alle Morgen, in einem der Gärten, welche unsere Höfe umgeben, spatzieren gehe. Hier sahe er sie, und von dem Augenblicke an beschloß er, durch die heftigste Leidenschaft verblendet, sich ihrer, auf welchem Wege es auch sey, zu bemächtigen. Er sparte weder Bitten noch Drohungen bey meinem Vater, um sie von diesem zu erhalten; mein Vater

blieb bey seiner ersten Aeußerung. Nun versuchte er die List; dreymal war es ihm gelungen, mit seinen Gehülfen, sich des Nachts unbemerkt in unsere Höfe zu stehlen; die Wachsamkeit unserer Sklaven vereitelte jedes Mahl seine Unternehmungen. Nur mit Lebensgefahr entkam er das letzte Mahl ihren Händen. — Seine Wuth stieg mit jedem fehlgeschlagnen Versuch. Mein Vater sahe sich genöthigt, meine Schwester von sich zu entfernen; ich selbst wußte nichts davon, doch blieb es Silluk nicht unbekannt, und dieß brachte ihn auf's Aeußerste.

Eines Abend's saß ich an meines Vaters Seite; er äußerte eben gegen mich seine Bekümmernisse um seine Tochter, da erhub sich plötzlich ein fürchterliches Geschrey auf einem der Höfe. Ich eile zum Fenster; denke dir mein Entsetzen, als ich den ganzen Vorhof voll, mir ganz unbekannter Kriegsleute erblickte, unsere Sklaven zum Theil fliehend, zum Theil zu Boden gestreckt; nur ein Haufen derselben, der sich vor dem Thore zum innern Hofe zur Gegenwehr gestellt hatte, hielt sich noch. Indeß sahe ich auf einer andern Seite, das Frauenzimmer meines Vaters, in die Gärten flüchten. Es war uns nicht räthselhaft von wem dieser

feindseliche Ueberfall kommen könne. Wir eilten, mit den Sklaven, die um uns waren, den Kämpfenden zu Hülfe, allein zu spät! Kaum erreichten wir das Thor, so wichen unsre Sklaven der Uebermacht, und aller der verzweifelten Gegenwehr ungeachtet, die unsere Lage nothwendig machte, wurden wir übermannt, umzingelt, mein Vater an meiner Seite niedergehauen, und ich würde ein gleiches Schicksal gehabt haben, hätte nicht ein plötzliches Freudengeschrey, daß sich in einiger Entfernung erhob, einen großen Theil der feindlichen Kämpfer von mir und meiner kleinen Parthey entfernt. Man hatte meine unglückliche Mutter gefunden! — Nehmt ihn gefangen, ertönte jetzt die schreckliche Stimme Silluk's. Es sollte mir gelten, allein zum Glück, war die Dunkelheit schon zu groß, um mich von meinen Leuten zu unterscheiden. Mit wenigen derselben entkam ich glücklich den Händen des schändlichen Räubers und seiner Verbündeten. Ich floh zu einem nahen Verwandten meines Vaters, ich glaubte den höchsten Grad meines Unglücks erreicht zu haben, dachte nur an Rache und doch war dieß nur der Vorbote zu einem weit tiefern Elend, in das ich und meine Familie, durch Silluk's ab-

abscheuliche Leidenschaft gestürzt werden sollte. Bey dem Verwandten meines Vaters erfuhr ich, daß ihm selbst und unserer ganzen Familie ein ähnliches Schicksal bevorstehe. — Du erinnerst dich jener fürchterlichen Empörung gegen unsern König. Sie war jetzt ausgebrochen. Mein Vater war zwar davon unterrichtet, daß sie im Werk sey; allein ihren Ausbruch hätte er nicht so nahe geglaubt. Er war als ein treuer Freund des Königs bekannt, darum hatte man alles vor ihm so geheim gehalten. Silluk hatte, blos um sich an meinem Vater zu rächen, und meine Schwester in seine Gewalt zu bekommen, die Parthey der Rebellen ergriffen. Unter dem Vorwande, an meinem Vater, einen eifrigen Anhänger des Königs zu züchtigen, hatte er seine Mitverschwornen, zu diesem plötzlichen Ueberfalle vermocht.

Schon ehe ich durch Silluk's schändlichen Sieg über uns, genöthigt wurde zu meinem Verwandten zu fliehen, war dieser von einem Freunde gewarnt worden, auf seiner Hut zu seyn. Er wußte, daß die Rebellen, alle Anhänger des Königs, einzeln überfallen würden, und daß besonders unsere Familie der Rache des Silluk aufgeopfert werden sollte. Ich fand daher

daher schon alles bey ihm bereit, einen feindlichen Ueberfall abzuwehren. Er hatte einen Sklaven zu meinem Vater abgeschickt, dieser war unterweges von Silluk's Leuten aufgefangen worden. Man hatte mir eben diese Nachrichten mitgetheilt, als sich mehrere Sklaven, die meine Flucht zu meinem Verwandten erfahren hatten, und wie ich, dem Schwerdte der Rebellen entkommen waren, bey mir einfanden. Von ihnen erfuhr ich, daß alle unsere Häuser erst ausgeplündert und dann in Brand gesteckt worden seyen; daß meine Mutter, unter den grausamsten Quaalen, weil sie den Aufenthalt ihrer Tochter nicht entdecken wollen, zu Tode gemartert worden; daß alle ihr Frauenzimmer, nach den schändlichsten Mishandlungen, von den zügellosen Kriegsleuten, in einen der Höfe gesperrt und wahrscheinlich bey dem Brande der Häuser, in den Flammen ihren Tod gefunden habe. Nicht genug, auch meine Schwester sey, man wisse nicht durch wessen Verrätherey, nun auch in Silluks Händen! — Mein Verwandter hatte alle Mühe, meine Wuth an diesem Tage zu besänftigen. Mit Anbruch des folgenden Tages waren wir von den Rebellen umringt. Silluk war nicht

unter

unter ihnen. Es glückte uns ihren Angriff zurückzuschlagen; ich hatte wie ein Verzweifelter gefochten, und mehrere Wunden empfangen, die mich verhinderten mit meinem Verwandten dem Könige zu Hülfe zu ziehen.

Gleich nach der ersten Niederlage, die die Rebellen erlitten hatten, verließ Silluk ihre Parthey, warf sich dem Könige zu Füßen und erhielt seine Verzeihung. Warum sollte er sich auch länger der Gefahr aussetzen, am Ende doch vielleicht als Rebell bestraft zu werden; hatte er doch seine Absicht erreicht. Mit Hülfe seiner mächtigen Freunde gelang es ihm, die Versicherung vom Könige zu erhalten, daß alles, was er während der Unruhen begangen haben möchte, auf immer vergessen und vergeben seyn sollte. — Nach Bekämpfung der Rebellen, als schon wieder ein allgemeiner Friede hergestellt war, genaß ich erst von meinen Wunden. Jetzt eilte ich an den Hof, um den König anzuflehen, mir gegen Silluk Gerechtigkeit zu verschaffen. Man wieß mich Anfangs höflich, zuletzt mit der Drohung zurück, daß ich alle Freunde Silluks wider mich aufbringen würde, wenn ich darauf bestehen wollte, den König mit Dingen zu behelligen, die längst ver-

geben und vergessen wären. Zugleich versicherte man mich, daß Silluk erböthig wäre, mir den durch seine Leute zugefügten Schaden zu ersetzen; meine Schwester, setzte man hinzu, sey nie in seinen Händen gewesen, von ihm könne ich sie daher auch nicht zurückfordern. Auch diese Drohungen schreckten mich nicht, — doch mußte ich endlich auf Zureden meiner eignen Freunde, die für mein Leben besorgt waren, abstehen. Nach langen vergeblichen Nachforschungen erfuhr ich endlich mit Gewißheit, daß meine Schwester, von Silluk auf einem, von seinem gewöhnlichen Aufenthalte entfernten Schlosse verborgen gehalten werde. Tausend Versuche, mit List oder Gewalt sie ihm zu entreissen, schlugen fehl; endlich glückte mir's, mich unter dieser Verkleidung, als Sklav bey ihm einzuschleichen. Er suchte einen geschickten Gärtner, einer meiner Freunde mußte mich ihm als einen solchen anbieten. Er erkannte mich nicht, kaufte mich, ich gewann seine Gunst und sein Vertrauen. Ich sahe meine unglückliche Schwester, war so glücklich mich ihr unbemerkt zu erkennen zu geben und einen Plan zu unsrer gemeinschaftlichen Flucht mit ihr zu verabreden. Ach! alles gieng nach Wunsch, der verabredete

Augenblick war da, schon hielt ich uns für gerettet, wir waren außer den Mauern des Gartens; da wurde ich eben des Beutels im Gürtel meiner Schwester gewahr, den du hier fandest. Um unsre Flucht zu sichern, nahm ich ihn, um ihn auf eine, unserm Wege entgegen gesetzten Seite des Gartens zu bringen. Unglückliche Vorsicht! Indem ich mich an der Mauer hinschleiche, entdeckt mich einer der Sklaven Silluks, der mich längst um die Gunst seines Gebieters beneidet hatte, — er bemerkte den Beutel, eilt zu Silluk und theilt diesem mit, was er so eben gesehen. Silluk folgt dem Sklaven, der ihn leitet; durch eine Thüre welche durch die Mauer führt, sehe ich sie auf mich los kommen — ich war überrascht, glaube mich verrathen, fliehe, mein Herr verfolgt mich — hier warf ich den Beutel hin, du weißt das Uebrige!

Karl Was wird aber aus seiner Schwester geworden seyn?

Großvater. Wir werden es gleich hören. Als ich dich, fuhr der junge Mann fort, mit Silluk im Handgemenge sahe, kehrte ich durch einen kleinen Umweg fast bis zu der Stelle zurück, wo ihr euch befandet. Ich sahe die Un-

möglichkeit, dich aus seinen Händen zu befreien, und da Silluk, wie ich nun begriff, wahrscheinlich von der Flucht meiner Schwester nichts wußte, — denn außerdem würde er gewiß nicht mir, sondern ihr nachgesetzt seyn, so eilte ich nach seinem Schlosse. Ich hoffte meine Schwester noch außerhalb den Mauern anzutreffen; ich fand sie nicht mehr. Als ich noch um das Schloß umherschlich, wurde ich sie an einer uns beyden nur bekannten kleinen Oeffnung gewahr. Hier gab sie mir durch Zeichen zu erkennen, daß man von unserer vorgehabten Flucht nichts geahndet habe, daß sie, weil ich nicht sogleich wieder zurückgekommen, aus Furcht, in den Garten zurückgekehrt sey. Sie hoft noch, daß es mir möglich seyn wird, sie aus den Händen ihres Verfolgers zu retten — und doch sehe ich nur noch ein Mittel und schlägt dieses fehl, so bleibt mir nichts übrig, als Gewalt zu brauchen, ihn feindlich zu überfallen, und entweder ihn meiner Rache aufzuopfern und für seine verübten Bubenstreiche zu züchtigen, oder mich selbst, meine Schwester und Familie auf immer unglücklich zu machen.

Edler, würdiger Greiß, — fuhr der junge Mann fort, indem er eine Hand des Moawi

mit Empfindung, in die seinigen schloß, dein Auge sagt mir, daß du an meinem und meiner unglücklichen Schwester, traurigen Schicksale, den Antheil nimmst, den jeder gute Mensch daran nehmen muß; wenn es bey dir stünde uns glücklich zu machen, würdest du wohl hart genug seyn können, es nicht zu thun?

Ich begreiffe nicht wie das möglich wäre, versetzte Moavi.

Es ist möglich, erwiederte der junge Mann, wenn du uns deinen guten Willen nicht versagst! Silluk hat, wie mehrere seines Gelichters, den tollen Wahn, Gott, bey allen seinen Verbrechen und Ausschweifungen, damit sich geneigt zu erhalten, daß er alle Gebräuche unserer Religion, das tägliche Waschen, die gewöhnlichen Gebete und Festübungen u. s. w. auf's gewissenhafteste beobachtet, besonders aber dadurch, daß er alle Arten Mönche, die bey ihm zusprechen, auf's köstlichste und ehrenvollste mehrere Tage bewirthet, um dafür ihr Gebet und ihren Seegen sich zu erkaufen. In den Tagen, in welchen sich eine solche Person bey ihm aufhält, pflegt er gegen alle seine Sklaven ungemein nachsichtig zu seyn; dann erlaubt er auch seinem Frauenzimmer, daß sie öfter und

långer als gewöhnlich die Gärten besuchen dürfen. Alle bedienen sich der gegebenen Freyheit, die Wachen um die Mauern werden nachlässig und — mit einem Worte, zu einer solchen Zeit wäre es mir möglich, meine unglückliche Schwester zu retten. Dein Alter, deine Erfahrung läßt mich hoffen, daß du die Sitte und Handlungsweise der Art Menschen kennest, die sich durch einen Schein von Heiligkeit, die Augen leichtgläubiger Thoren zu blenden, und sich auf ihre Unkosten zu füttern wissen. Sieh' — (hier zog der junge Mann, aus einem entfernten Winkel, eine Derwischkleidung und eine Larve hervor, — die so künstlich und fein gemacht war, daß sie sich wie ein feiner Hauch an jedes Gesicht anschloß, und die Person, welche sie trug, doch ganz unkenntlich machte —) unter dieser Verkleidung kannst du sicher und ohne die mindeste Gefahr dich Sillut nähern. Er wird dich freundschaftlich aufnehmen, du läßt dir es, etliche Tage, bey ihm wohl seyn, entfernst dich dann, und eilst zu mir, um den Dank zu empfangen, den ich dir für einen so wichtigen Dienst schuldig werde. Moawi seufzte, als er von Dankbarkeit reden hörte, der junge Mann ließ nicht nach, ihn mit

den

den dringendsten Bitten zu bestürmen; gut, sagte Moawi endlich, unerachtet ich nicht auf deine Dankbarkeit rechne, will ich doch deinen Bitten nachgeben, doch unter der einzigen Bedingung; daß du dich vor dem dritten Tage Silluks Wohnung nicht näherst. — Der junge Mann versprach es und Moawi legte die Derwischkleidung und Larve an, die ihn so unkenntlich machte, daß er sich selbst nicht kannte, als er sich im Wasser besahe.

Karl. Ein Derwisch ist wahrscheinlich ein Muhamedanischer Mönch? Ich habe geglaubt, es giebt nur Christliche Mönche.

Heinrich. O nein! Auch die Muhamedaner haben ihre Mönche, nur daß sie andere Nahmen führen, z. B. Derwische, Calender u. s. w. Die Chinesischen heissen Bonzen. . .

Ließchen. Laßt doch die Mönche heißen, wie sie wollen; aber Großvaterchen, warum sollte denn der junge Mann so lange warten, ehe er seine arme Schwester befreyen konnte?

Heinrich. Der Klügere giebt nach, Schwester Ließchen, — darum schweigen wir.

Ließchen. Und — eignes Lob — weißt du wohl das Sprichwort?

Großvater. Stille Mädchen! oder ich sage dir, was Heinrich aus Nachsicht verschweigt! (Ließchen küßte seine Hand.) — Ihr habt Moawi als einen unverdorbenen und gutdenkenden Jüngling gekannt; seit seiner Verwandlung und seitdem er seinen Undank gegen seine Wohlthäter erkannt hatte, war er wieder ganz das geworden, was er im Umgange mit Alkis war. Er empfand daher das innigste Mitleid gegen den jungen Mann und seine Familie, als er seine Erzählung anhörte. Er wünschte helfen zu können — nur das Mittel schien ihm bedenklich. Du hilfst einen Betrug spielen, übernimmst selbst die Hauptrolle dabey! dacht er bey sich. Zwar wird dadurch ein guter Zweck erreicht — aber das Mittel bleibt schlecht. Plötzlich fiel ihm ein, daß er als Derwisch die beste Gelegenheit habe, den lasterhaften Silluk auf seine Fehler aufmerksam zu machen: vielleicht gelingt es mir, ihn dahin zu bringen, daß er das unglückliche Mädchen ihren Verwandten freywillig wieder zurückgiebt! Begreift ihr nun, warum er dem jungen Manne die Bedingung vorlegte?

Heinrich. Er hofte vermuthlich in dieser Zeit den Silluk zu bessern.

Großvater. So ist's. — Der junge Mann leitete gegen den Abend Moawi bis vor Silluk's Wohnung und entfernte sich schnell, nachdem er ihm zuvor noch seinen Nahmen und die Gegend angezeigt hatte, wo er ihn finden könne.

Lieschen. Wie hieß denn der junge Mann? und seine Schwester.

Großvater. Harun-Kis; und seine Schwester Fatime. Moawi fand alles so, wie ihm Harun-Kis, vorher gesagt hatte; nur an Silluk fand er, bey näherer Bekanntschaft, nicht den Menschen, wie er ihn wünschte. Er erschöpfte alle seine Beredsamkeit vergebens an ihm, seine Ermahnungen fanden keinen Eingang. Nur einmal gelang es ihm, es war am Abend des zweyten Tages, ihn durch die herzlichsten und wärmsten Vorstellungen aufmerksam zu machen. Er saß still überlegend, schien bewegt, Moawi fieng an zu hoffen — da trat ein Sklav herein, der dem Silluk meldete: das junge Frauenzimmer, welches immer so streng bewacht worden, werde vermißt. — Fatime vermißt? schrie Silluk außer sich und Moawi, eben so überrascht als Silluk — rief mit ihm fast zugleich: O Harun-Kis! ist das deine Dankbarkeit? Harun-Kis? — schrie

Silluk und wollte den vorgeblichen Derwisch fassen, sein Kleid schützte ihn. — Du kennst den Harun-Kis? ha! das soll dir theuer zu stehen kommen. Sklaven! — verwahret diesen hier, und ihr — (er sagte dieß zu andern Sklaven) bewafnet euch, und folget mir! — Das ganze Haus gerieth in Aufruhr, in wenig Zeit hörte Moawi, einen Trupp Reuter über die Höhe nach der Gegend zu sprengen, die ihm Harun-Kis, als die Gegend seines Aufenthalts angedeutet hatte. Moawi war in der fürchterlichsten Erwartung. Zu seinem Glück wagten es die Sklaven nicht sich an ihm zu vergreifen, doch ließen sie ihn nicht aus den Augen. Nach zwey Stunden ungefehr, kamen einige Sklaven zurück, die den Befehl von ihrem Gebieter brachten, den Derwisch zu ihm zu führen — und noch mehr Sklaven aufsitzen zu laßen. Moawi wurde auf ein Pferd gesetzt. — Ihr wißt, er war ein trefflicher Reuter, kaum sahe er sich im freyen Felde, so wußte er die Sklaven von sich etwas zu entfernen, es war schon sehr dunkel, jetzt neckte er sein Pferd, er stellte sich als ob es wild werde, die Sklaven lachten, aber ehe sie sich es versahen, war er aus ihrer Mitte heraus und

ehe

ehe sie seine Absicht erriethen — aus ihren Augen!

Karl. Das war gut gemacht! Ey, ey! wie würde es ihm gegangen seyn? Aber der Harun-Kis, schien doch so ein guter Mensch zu seyn!

Großvater. Er schien es nicht nur, er war es in der That. Allein da er nicht wußte, was Moawi zu thun Willens sey, so mochte er sich vermuthlich beredet haben, es werde nicht viel zu bedeuten haben, wenn er sein gegebenes Wort auch nicht so pünktlich erfüllte. Er fehlte aus Unbedachtsamkeit; aber er hätte dadurch seinen Wohlthäter ganz unglücklich machen können! Seht Kinder, wie nöthig es ist, überall redlich zu handeln! Wir denken oft leichtsinnig, das und jenes hat nicht viel zu bedeuten; und doch kann es oft die traurigsten Folgen haben! — Moawi konnte es nicht wagen, zu Harun-Kis zu fliehen; er hatte ihn ja, wiewohl unvorsätzlich, verrathen! Er nahm daher seinen Weg nach der Grotte, um da seine Derwischkleidung, mit seiner alten wieder umzutauschen. Gegen Anbruch des Tages fand er sie, und seine Kleider unberührt, kleidete sich um und wollte nun seine Larve ebenfalls abnehmen, allein es war

ihm unmöglich. Er machte sie naß, versuchte nun sie abzunehmen, — vergebens sie hatte sich so fest an seine Haut angeschlossen, daß es schien, als könne sie nur mit dieser zugleich abgelöset werden. Wisset, daß Harun-Kis das Geheimniß, die Larve abzulösen, mit gutem Vorbedacht dem Moawi nicht anvertrauet hatte. Denn da er ihm doch nicht ganz trauen konnte, so sollte er durch diese Larve selbst bestraft werden — wenn er verrätherisch an ihm handeln würde. Moawi konnte es nicht wagen, sich lange in der Grotte aufzuhalten; Silluk oder Harun-Kis konnte ihn entdecken, und er hatte von beyden einerley Schicksal zu erwarten. Er verließ sie daher bald, nachdem er nur ein wenig ausgeruhet, und gieng den ersten besten Weg, der ihm aufstieß. Ueber sein trauriges Geschick nachdenkend, kam er, in der ersten Abenddämmerung vor ein weitläuftiges Gebäude, das er bald für ein Caravanserai erkannte.

Heinrich. (zu Karl) Weißt du welcher Art Gebäude das sind?

Karl. Je nun, vielleicht Wirthshäuser.

Heinrich. Wenn du sie so nennen willst, ja! Nur mußt du dir sie nicht so, wie in unsern

fern Gegenden denken. Du weißt doch, daß die Muhamedaner besonders wegen ihrer Wohlthätigkeit gegen Arme sehr gerühmt werden. Wer nun viel Vermögen hat, der pflegt denn einen Theil auf milde Stiftungen zu verwenden. So erbauen sie denn auch, zum Besten und zur Bequemlichkeit armer Reisender, an den Landstraßen, große Häuser, in welchen jeder, der darin einkehren will, auf einen und oft auf mehrere Tage, freye Kost und Herberge bekommt.

Ließchen. Das ist doch wirklich schön. Und wir denken immer, die Muhamedaner sind so rohe, grausame Menschen. . . .

Heinrich. Wer so denkt, giebt zu erkennen, daß er sehr unwissend ist. Es giebt unter ihnen eben so gute und schlechte Menschen, als unter uns; ja sie haben wohl manches Gute noch vor uns voraus. .

Ließchen. Ja, wie zum Beyspiel ihre Caravanseraien. Das war also eine Caravanserai, die Moawi antraf?

Großvater. Ja, es war ein solches Ruhehaus für Reisende, das von einem mildthätigen Muhamedaner gestiftet worden war. Moawi wurde darinn willig aufgenommen, bekam ein

ein gutes, jedoch nur mäßiges Abendbrod und dann wieß man ihm ein reinliches kleines Zimmer an, in welchem er auf Pölstern, nach Morgenländischer Sitte, der Ruhe pflegen konnte. Moawi, der die verwichene Nacht ohne Schlaf hingebracht hatte, bedurfte ihrer nur allzusehr. Allein kaum war er auf das Polster hingesunken, so empfand er ein höchstbeschwerliches Grimmen unter der Larve, das je länger je schmerzhafter wurde. Er versuchte auf's Neue sie abzuziehen, aber auch die leiseste Berührung derselben verursachte ihm jetzt die größten Schmerzen. Er fühlte sein Gesicht allmählig schwellen, bald war er nicht mehr im Stande Mund und Augen zu öffnen, und er würde wahrscheinlich erstickt seyn, wäre ihm auf sein jämmerliches Winseln, der Aufseher des Ruhehauses nicht zu Hülfe gekommen. Dieser ein guter, mitleidiger Alter, der diese Art Larven und das Gefährliche derselben kannte, wußte wenigstens ein Mittel, dem unglücklichen Moawi Linderung zu verschaffeu. Dennoch mußte er, beynahe vier Wochen lang, bis endlich die Larve, von den darunter entstandenen Geschwüren, abgestoßen wurde, d!e unerträglichsten Schmerzen dulden.

Ließchen.

Lieschen. Blieb er denn auch so lange im Ruhehause?

Großvater. Der mitleidige Alte ließ ihn nicht eher weiter reisen, als bis er völlig hergestellt war. Nun aber mußte er ihn entfernen, denn da Moawi ihm seine Geschichte mit Harun-Kis und Silluk anvertrauet hatte, so hielt er ihn in dem Ruhehause nicht sicher! Moawi erfuhr von dem Aufseher, daß Harun-Kis seine Schwester glücklich in seine Wohnung zurückgeführt, daß Silluk ihm nachgesetzt und in der ersten Wuth, mit seinen Sklaven einen Angriff auf seine Wohnung gemacht habe. Silluk sey dabey gefährlich verwundet worden, habe unverrichteter Sache wieder abziehen müssen und sey auf's äußerste wider den aufgebracht, der ihn unter der Verkleidung eines Derwischen so schändlich hintergangen habe. Er habe dem eine große Belohnung versprochen, wer ihm diesen todt oder lebendig in die Hände liefern werde! — Bey Nacht wand sich Moawi aus den Armen des wohlthätigen Alten, und wagte es nicht, bey Tage sich von Menschen sehen zu lassen, bis er weit genug von der Gegend entfernt war, wo man — zum Dank für seine gute

Mei-

Meinung, einen Preiß auf seinen Kopf gesetzt hatte.

Erlaubt mir, daß ich Vater Roderichs Erzählung, hier ein wenig abkürze und Euch, mit den fernern Schicksalen Moawi's, nur noch so weit bekannt mache, als es zur Enträthselung seiner Geschichte nöthig seyn dürfte. Noch ein ganzes Jahr ließ die Fee den Unglücklichen, für seinen jugendlichen Leichtsinn und für den freylich sehr strafbaren Undank gegen seinen Wohlthäter, büßen. Endlich, als dieses abgelaufen war und er, bey seinen redlichsten Bemühungen, sich um das Beste Anderer verdient zu machen, doch immer nur Undankbare fand; als sie ihm Tugend und Menschenkenntniß und Erfahrung genug zutraute, beschloß sie, ihm die Erziehung des jungen Prinzen Almanzor anzuvertrauen. Würde ihm diese, nach ihren Wünschen, gelingen, so würde er auch an ihm und an seinen königlichen Eltern, ja an dem ganzen großen Volke, zu dessen Beglücker er den jungen Fürsten bilden sollte, die Dankbaren finden, die seine Bezauberung lösen und ihn dem Glücke nahe bringen könnten, das ihn in Olindens Armen erwarte. (Nun mag Vater Roderich

derich vollends bis zu Ende erzählen.) Ihr erinnert Euch, wie ihm die Erziehung des Prinzen gelungen war, und werdet also nicht zweifeln, ob Almanzor und seine Eltern sich gegen ihn dankbar bewiesen haben. Man überhäufte ihn mit Beweisen der dankbarsten Liebe und doch — war er noch nicht glücklich. Sein stiller Ernst, sein Blick, der den tiefsten Gram verrieth, konnten dem aufmerksamen Auge des glücklichen Almanzors, nicht lange verborgen bleiben. Wie? sollte er, der Stifter meines Glücks, allein unter uns unglücklich sein? — sagte er sich und beschloß, mit den innigsten, dringendsten Bitten, so lange ihn zu bestürmen, bis er ihm die Ursache seines Kummers entdeckt hätte. —

Es war am Tage der Vermählung Almanzors, mit der liebenswürdigen Nina, als der König dem versammelten Volke, die Gemahlin seines Sohnes vorstellte, und es um seine Liebe für sie bat. Da dankte er noch einmal öffentlich dem Greise, der seinem Sohne eine so trefliche Erziehung gegeben habe, daß sein Volk hoffen könne, unter seiner Regierung einst so glücklich zu werden, als er selbst es jetzt nur glücklich wünschen, nicht glücklich machen könne. —

ne. — Mit Bescheidenheit lehnte Moawi alles Lob von sich ab — aber das versammelte Volk, rief einstimmig: es lebe Moawi, der den Roxolanen einen guten König bildete!

Mit gesenktem Blicke stand Moawi, eine Thräne rollte an seiner Wange herab — dieß bemerkte Almanzor. Vor allem Volke schloß er Moawi in seine Arme und beschwor ihn, bey allem, was ihm immer theuer seyn könne, länger nicht vor ihm und seinen guten Eltern, die seine dankbarsten Freunde wären, ein Geheimniß zu verbergen, das sichtbar seine Zufriedenheit und sein Glück untergrabe! Soll dieser edle Mann unter uns Glücklichen der einzige Unglückliche sein? rief er dem Volke zu, helfet mir ihn bitten, daß er seinen Kummer uns entdecke, und wenn wir ihn davon befreyen können, daß er mit uns glücklich sey! — Ein verworrnes, dumpf durcheinander tönendes: Rede, rede, entdecke dich, entdecke dich deinen Freunden! zeigte ihm den Antheil des Volks. Moawi drückte den liebenswürdigen Prinzen an sein Herz, das von den sich widersprechenden Ahndungen und Empfindungen durchströmt wurde. — Die Entscheidung meines Schicksals ist nahe! Dank! Dank! für eure Liebe! dieß

war

war alles, was er sprechen konnte. Er wand sich aus den Umarmungen des Almanzors und verließ die Versammlung.

Um allein zu seyn, durchirrte er die Gärten, welche an den königlichen Pallast stießen. Allein auch hier glaubte er sich noch den Freuden des Festes zu nahe, das ihm sonst, wegen des Glücks das seinen geliebten Almanzor an demselben zu Theil wurde, so theuer war, jetzt aber so traurige Empfindungen in ihm hervorbrachte — da wandelte er längst einem Bache hin, der die königlichen Gärten bewässerte, und einer waldigten Gegend zu, die ihm den schicklichsten Aufenthalt darzubieten schien, wo er ungestört seinen Empfindungen sich überlassen könnte. Unwillkührlich folgte er einem nur wenig betretenen Fußsteige, der ihn immer tiefer in eine gebirgichte Gegend führte, die ihm nicht unbekannt vorkam. Von einem heiligen Schauer ergriffen, stand er plötzlich vor einer Grotte still, die er für dieselbe erkannte, vor welcher er einst, den edlen Alkis sterbend erblickt, wo er Olinden zuerst gesehen, und die rächende Stimme der Fee vernommen hatte. Hier lag zur Seiten der Grotte der Stein, auf dem Alkis oft für Moawi gebetet, auf welchem ruhend und

für ihn betend, Moawi den edlen Greis erkannte. Mit einem unaussprechlichen Gefühl von Wehmuth warf er sich über ihn hin, sein Schmerz fand keine Worte: Blick auf Moawi! hörte er jetzt eine ihm bekannte, sanft tönende Stimme. Noch einmal wiederholte dieselbe Stimme, diese Worte — da sahe er auf — und denkt Euch sein Erstaunen, als er seinen edlen Freund, den ehrwürdigen Alkis —

— Lieschen. Alkis? Je, ich denke der ist todt!

Großvater. So dachte auch Moawi; allein die Fee, um die noch der Besserung fähige Seele, des nur verführten, noch nicht völlig verderbten Jünglings, so tief als möglich zu erschüttern, hatte nur einen dem Tode ähnlichen Schlummer auf ihn fallen lassen. Sie entrückte ihn und Olinden, in einem ähnlichen Zustande, um sie einst beyde — doch dahin sind wir noch nicht! — Ihr mögt euch also Moawi's Erstaunen selbst denken, als er jetzt den Todtgeglaubten vor sich sahe, mit ausgebreiteten Armen, um ihn darinn aufzunehmen und an sein liebevolles Herz zu schließen! — Vergieb! rief mit halb erstickter Stimme Moawi und stürzte vor dem edlen Greise hin, um seine Knie zu umfangen. Da fühlte er sich von einer un-

sichtbaren Hand berührt und in demselben Augenblick, durchströmte ein ungewohntes Feuer und Leben seinen Körper: Erndte den Lohn für deine wieder gewonnene Tugend, in den Armen der Freundschaft und Liebe! erscholl eine Stimme — Moawi richtete sich auf, erkannte sich selbst wieder und indem er an den Busen seines edlen Freundes hinsinken wollte — sahe er an der Hand desselben — Olinden, in allem Reitz jugendlicher Schönheit und Unschuld! — Seyd glücklich! segnete sie Alkis, sein Wunsch ward Gebet. Die außerordentliche Freude, seinen Liebling jetzt so wieder zu finden, wie er ihn wirklich fand, war für ihn zu stark, Moawi geleitete ihn, mit Olinden zu einem Ruheplatze, hier hörten sie seine Segnungen!

Indeß hatte Almanzor einem seiner Freunde den Auftrag gegeben, Moawi nicht aus den Augen zu laßen; man war besorgt für ihn, so lange man sein Geheimniß nicht kannte. Dieser war ihm gefolgt. Jetzt, indem Moawi sich dem ersten Entzücken der Freundschaft und Liebe überließ, eilte er dem Prinzen Nachricht zu geben, von allem was er gesehen. Ungeduldig, selbst Zeuge eines so rührenden Auftritts zu seyn, flog der Prinz von seinem Freunde begleitet,

 der

der Gegend zu, wo Moawi so glücklich war. Er kam an und — Ihr möget selbst denken, ob er an dem Glücke seines Wohlthäters Theil nahm! — Bald kamen Sänften herbey, die alle in den Pallast des Königs brachten. Der König erkannte Moawi und Alkis auf den ersten Blick. Die Unschuld des edlen Greises wurde gerechtfertigt. Moawis Vermählung, mit der reizenden Olinde wurde bald darauf gefeyert.

Lieschen. Wer war aber diese Olinde, und wo —

Großvater. Diese und was du sonst noch für Fragen zu machen haben möchtest — beantworte ich dir, wenn du hübsch artig bist, Morgen!

Ende des fünften Bändchens.

111
3. 5.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kleine Geschichten für Kinder von 6 - 10 Jahren die gern etwas lesen was ihnen verständlich, nützlich und angenehm ist

Bd.: 5

Leipzig 1796

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.438(5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301577-3
VD18 1550803X-001